

DIE BRETAGNE

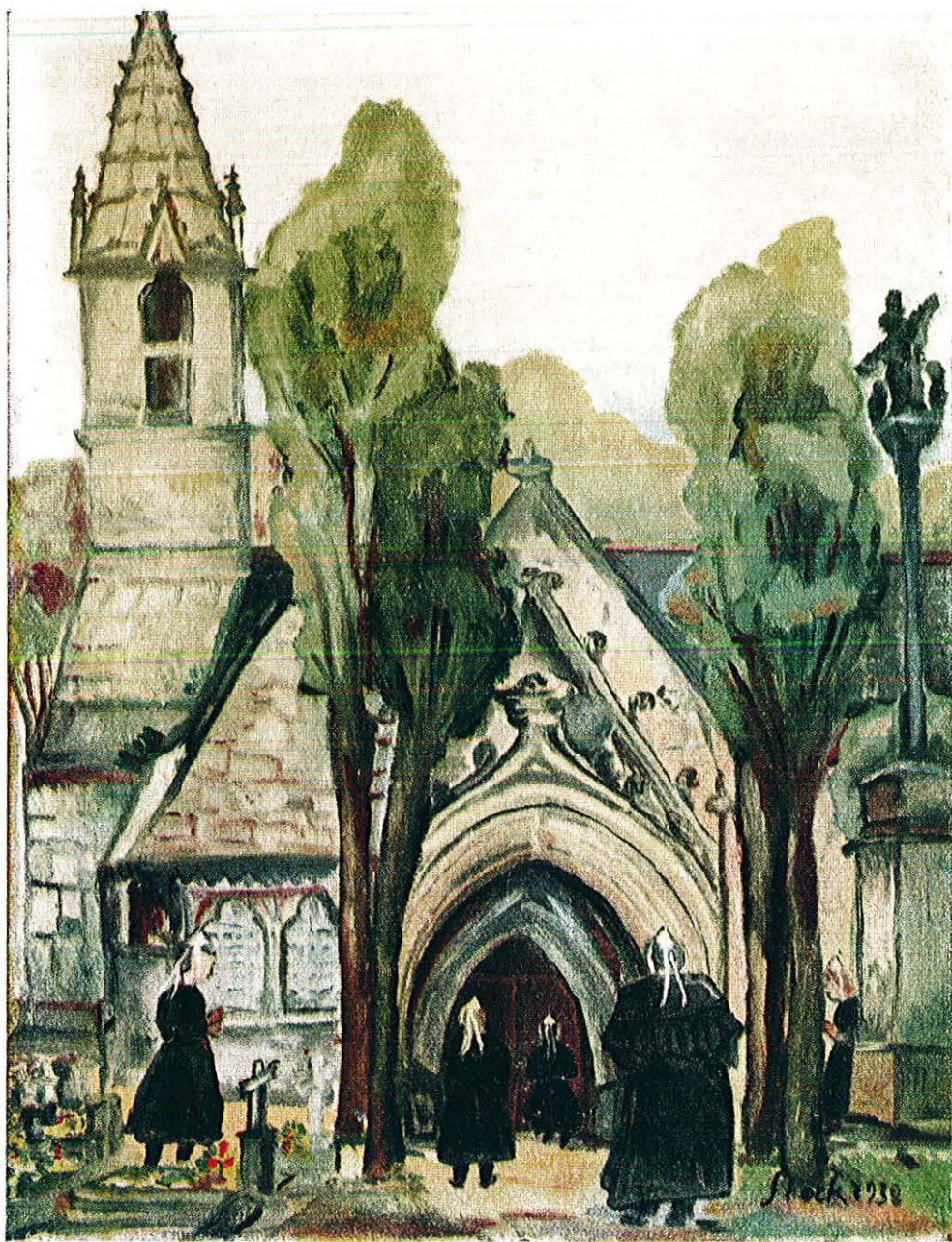
ein Erlebnis

DIE BRETAGNE

ein Erlebnis

Meinem
jüngsten Bruder Heinz,
der als kriegsfreiwilliger Matrose
am 25. Januar 1942
in den Wellen des Ozeans seine letzte Ruhe fand,
zum treuen Gedenken.





DR STOCK

72640

DIE BRETAGNE

ein Erlebnis



FB
944.1
STO

ALSATIA
1943



*Vom Armor
zum Argoat*

*Zeichnungen, Gemälde und Fotos
sind vom Verfasser.*



EINLEITUNG

Man muss mehr als einmal diesen westlichsten Zipfel Frankreichs besucht haben, um nur annähernd die Menschen dort, ihre Sprache, ihre Sitten und Bräuche, ihre Eigenarten beschreiben zu können. Man muss an der stets umspülten Granitküste gestanden sein, muss der scheidenden Sonne, die sich voller Glut oder verborgen hinter schwer lastenden Regenwolken ins Meer hinab-begibt, in stillen Abendstunden, die nur von dem durchdringenden Schrei einer einsam flatternden Möve erschüttert, vom leichten Brausen der herannahenden oder von dem sanften Abschwellen der Wasserwogen durchdrungen werden, nachgeschaut und schweigend Lebewohl zuge-nickt haben. Man muss den Menschen dort in ihren Trachten, bei Volksfesten und religiösen Feiern oder im

rauen Kleid der Arbeit zugeschaut, sie bei den grossen und alltäglichen Ausfahrten aus den kleinen versteckten und weit einladenden Häfen voll Staunen bewundert haben.

Man muss an leise knisternden Kaminfeuern eines kleinen Bauernhauses gesessen, die anheimelnde Wärme der grossen Stube mit dem alten Hausrat, den Duft von frischen Crêpes, und den ländlich bäuerlichen Geruch, der aus den anliegenden Ställen und Hofräumen hereindringt, empfunden haben. Man muss dort den kühlenden Apfelmost getrunken, wenn die Glut der Sonne den Schweiss aus den Poren treibt. Man muss unter der Dorfkanzel gesessen und einer bretonischen Predigt gelauscht haben; dann geht einem etwas von der Seele dieser Menschen auf, die so gern zu einem ihrer knorrigen und erdhaften Landesheiligen beten, den lieben Toten, die nicht heimgekehrt und irgendwo im weiten Meer auf den Höhen Islands ihre letzte Ruhe fanden, ein De Profundis nachsenden. Dann erschliesst sich dieses Land, so reich an Schöner, Tief-Ernstem, Gewaltigem und Einzigem, was aus alter Vergangenheit in Legenden und Liedern weiterlebt, eine neue Welt für uns, die sich aber dem Andächtigen, dem Feinfühlenden und Bewunderer naturwahrer und makelloser Phantasie in ihrer ganzen Pracht und Schlichtheit offenbart.

Man muss im Schatten der uralten Menhire von Lagatjar bei Camaret, Carnac, Brignogan oder Saint-Duzec gesessen haben, mit dem Blick rückwärts in die Geschichte dieses Landes, in jene Zeit, wo diese Langsteine eine deutlich lebendige, Sprache redeten, wo sie Heiligtümer bedeuteten; man muss seine Hand auf die breite freiliegende Steinplatte eines altersgrauen Dolmen, jenes stummen

Zeugen längst vergessener Zeiten gelegt haben, wobei man seine Phantasie in die Weite sich verlieren lässt, in jene Zeit, wo, wie alle alten Bretonen es heute noch weiter erzählen, die schwarzen kleinen Zwerge und Kobolde die Dolmen als Wohnstätte benutzten und am späten Abend, wenn das Hirtenhorn die Weidetiere in die Stallungen zurückrief, im Mondschein ihre bizarren Tänze aufführten und den späten Wandersmann zwangen, in ihre Runde zu treten. Man muss an einem der vielen einzigartigen Calvaires, dem ältesten in Tronoën, dem grössten und reichhaltigsten in Guimiliau gestanden sein, die uns tiefste fromme Bauernkunst verraten, die ihre Heiligen aus Granit und der Vorstellung einfältiger Seelen für ewige Zeiten an Wegkreuzungen und auf Marktplätze, in die Nähe der Kirche gestellt hat. Da spürt man innerlichst, wie zwei Welten ineinandergreifen und Gestalt angenommen, die wir nur bewundern können und in andächtiger Scheu grüssen.

Man muss dem fast lautlosen, stummen Handeln der Islandfahrer zugesehen haben, wenn sie die rotbraunen schweren Segel zur Abfahrt rüsten und wenn ihre weiten roten Kittel und ihre breiten gleichfarbigen Hosen sich von dem dunklen Bauch der Schiffe abheben; man muss die heimkehrenden Thun- und Sardinenfischer mit ihren leichten buntfarbigen Booten einlaufen sehen, wenn vom Mast herunter die feinmaschigen, azurblauen, florartigen Netze zum Trocknen hängen, wenn tausend und abertausend silbernglänzende Sardinen in rauhen Holzkisten von Hand zu Hand gereicht werden. Man muss einmal auf die Hochebene und Bergspitze des Menez-Hom gestiegen sein und den Blick in die weit und breit daliegende sanft abfallende Ebene mit den struppigen Kiefern und Föhren, mit dem violett leuchtenden Heidekraut und dem gelblich sich

abhebenden Stechginster schweifen lassen, bis hinunter in die hellblau aufleuchtende Flut des Ozeans in weiter Ferne, dort wo der Himmel das Wasser berührt und aufnimmt.

Man muss an einer schroff abfallenden Felsenkante gesessen und geträumt, unter sich die immer gierig neu und neu aufbegehrenden Wellen betrachtet haben, man muss auch über den unheimlichen Boden der einstens grausig versunkenen Stadt Is geschritten sein im Gedanken an den König Grallon, diesen mächtigen sagenhaften Fürsten und Gebieter, mit dem Gefühl, der Boden möchte unter den Füßen nachgeben, wie die Leute erzählen. Steht man da am Rande der weiten Ebene, wo einst das „Bretonische Sodom“ gelegen, wie Michelet die Meeresstadt Is genannt, und sieht die beiden Krähen, die ruhelos an der Küste entlang fliegen und, wie es heisst, nichts anderes als die Seelen des Königs und seiner Tochter darstellen, dann nimmt die uralte Sage Gestalt an und erinnert uns an die in den Ostseeländen wohlbekannte Vineta-Sage; aus dem Meeresgrund soll eines Tages die herrliche Stadt wieder auftauchen. Man muss dann auch das schrille Pfeifen vernehmen, das aus dem brausenden Meer herauf an unser Ohr klingt, und wissen, dass diese „Crierien“ Schatten der Schiffbrüchigen sind, die nach einer Grabesstätte verlangen. Ja man muss noch mehr tun, um dieses Land liebzugewinnen, das der Bretone „ma bro“, mein Land nennt, ein Wort, in das er seine ganze Anhänglichkeit und Verehrung hineinlegt.



I

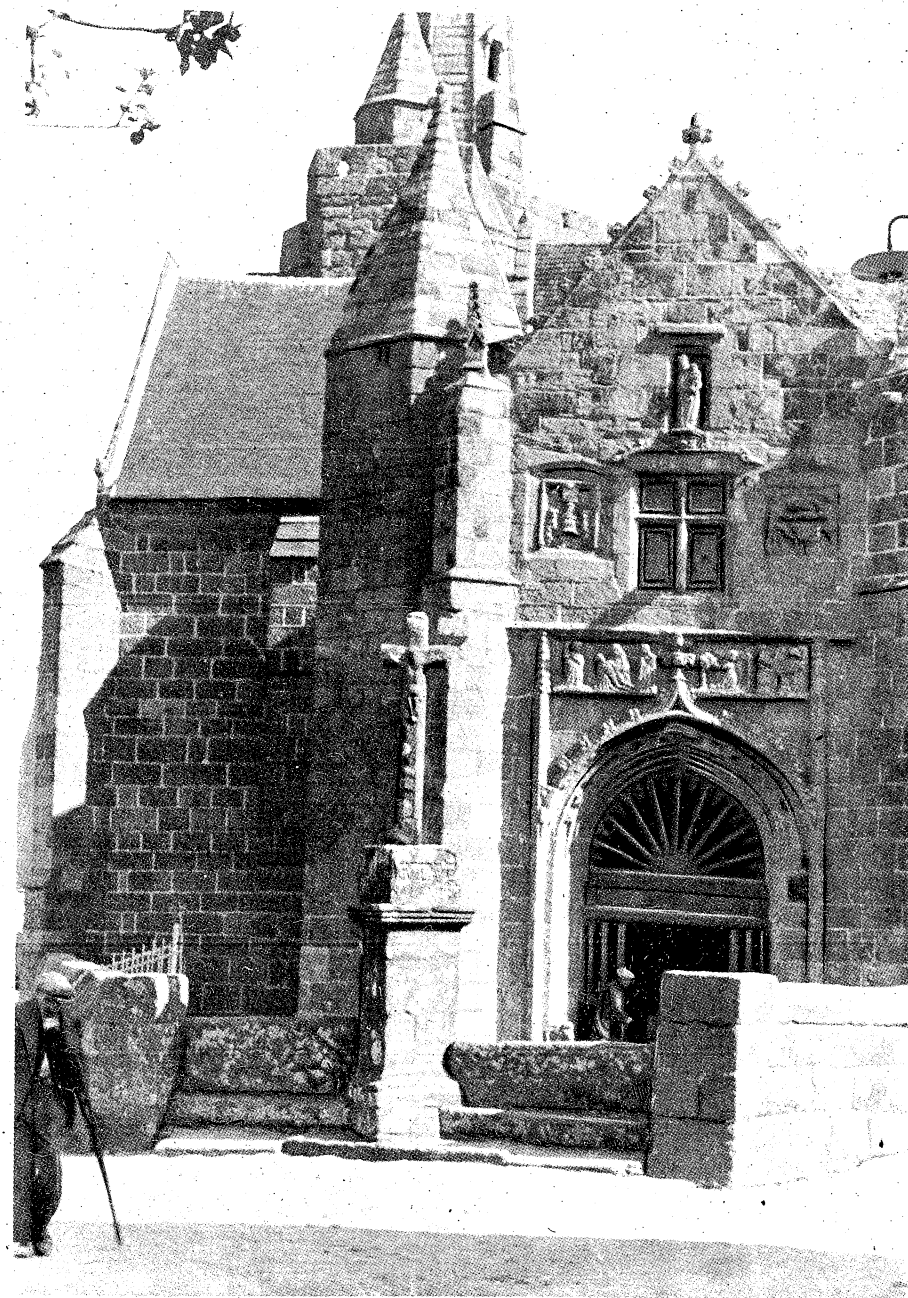
MENSCHEN UND LANDSCHAFT

Menschen trifft man dort, denen das Klima, die rauhe und harte Arbeit, die unerbittliche Wirklichkeit des Lebens scharfe Züge ins Gesicht geschnitten haben, die die Sonne, die salzige Lauge des Ozeans, der ozonreiche Wind vom Westen her ledrig und braun gemacht, die in ihrer Tracht, ihrer Sprache, in ihrem Volkstum so etwas wie Übergang in eine andere Welt darstellen, die hart am Rande der Welt leben und deren Blicke westwärts sich in die unendliche Weite des stets sich nähernden und zurückweichenden Meeres verlieren, die mit ihren klaren, durchsichtigen oder unergründlich dunklen Meeresaugen ein Stück Unendlichkeit erblicken, die schon einen Teil der Besten und Stolzesten in die Tiefe dieser nur annähernd zu erfassenden Welt zur letzten Ruhe gebettet haben und ihnen schweigsam und



Kirche in Pentrez-St. Nic (Finistère)

ergriffen nach dem sonntäglichen Gottesdienst ein Memento nachsenden; die öfters trauernd vor diesem Reich der Toten stehen, schweigend, andächtig; die den Schmerz und den Verlust nur schüchtern in stiller Einsamkeit vor der Weite des Meeres oder lebendig vor ihrem Herrgott über die Lippen bringen, während der „schwarzen Monate“, wie der Bretone den November und Dezember bezeichnet.



Kapelle Notre Dame de la Clarté (1530)

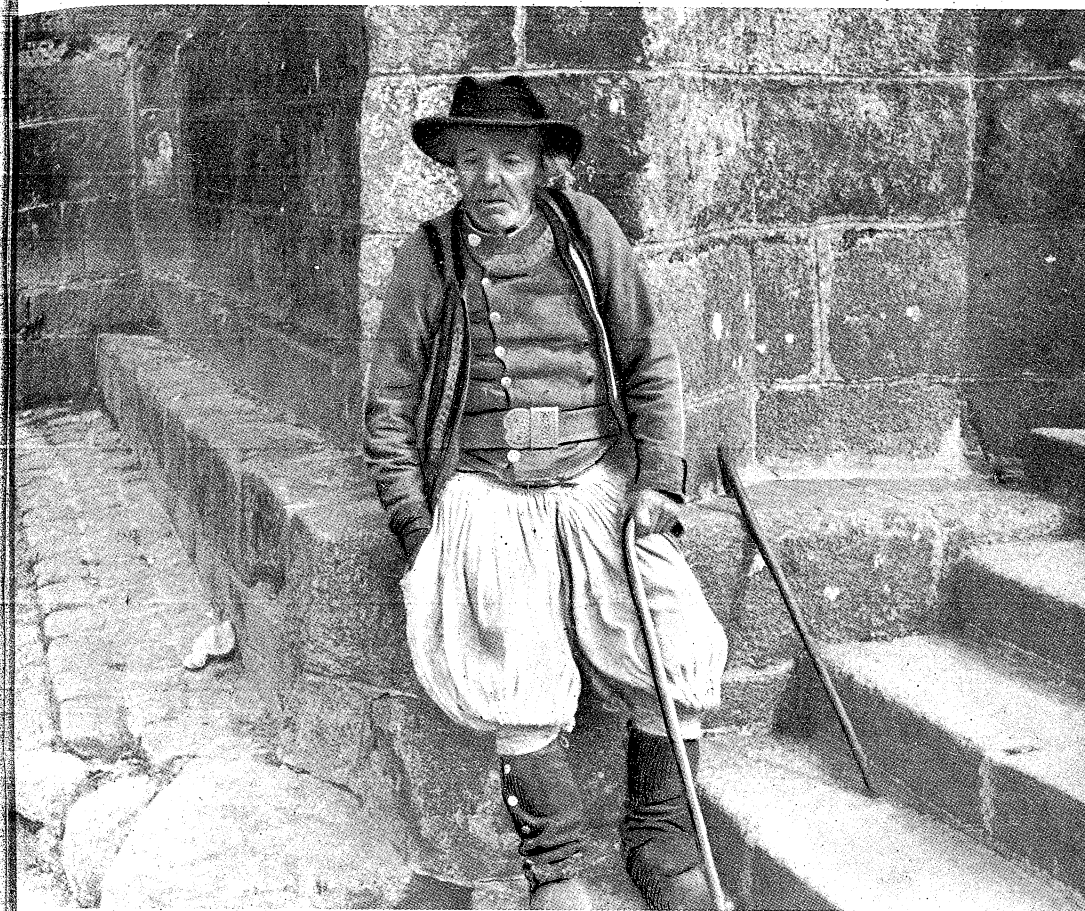
Es sind Menschen dort, die ihrer alten Rasse treu geblieben sind, die einen still verhaltenen Idealismus kennen, der sie emporreissen kann zu grossen heroischen Taten, bisweilen auch sich verirrt in Trotz und Bitterkeit. Der wahre Bretoner tut nichts des reinen Nutzens wegen, ihm gilt der, welcher arbeitet und schafft, ohne allzu sehr auf irdischen Vorteil und Nachteil zu sehen, gewaltig viel; Soldat, Seefahrer, Priester, Magistrat sind ihm achtenswerte Berufe, deren Betätigungsfeld an Ausdehnung reich ist und deren Würde im Dienen und Helfen liegt. Eine religiöse Romantik wohnt dem Bretonen inne; trotz Aufklärung und modernen Einflusses reisst er sein Herz nicht los von dem wetterhart gewordenen Glauben an seinen Schöpfer und Herrn, lässt aber auch diesen Glauben durchwirkt sein von den uralten Elementen des Vertrautseins mit der Welt der Geister, die sich ihm in den eigenartigsten Formen präsentieren, an die er glaubt und die er befragt, wenn Krankheit, Tod, Misswachs und Not an seine arme Behausung klopfen. In diesem Reich des Traumhaft-Numinosen, des Irrationalen hat der Bretoner auch heute noch seine Vertrauten, mit denen er zu sprechen scheint, wenn er müssig und einsam an einen alten Stein gelehnt, oder durch die traurig öden Lande langsam schreitet. Der Bretoner liebt wie ein Kind dies Schönste auf Erden, das Reich der Geister, der unsichtbaren, mächtigen Gestalten; und selbst in kranken Tagen weiss er daraus einen gewissen Charme zu machen. Das Unendliche zieht er herbei und lässt es in seinem Herzen warm werden. Wenn er vor dem kleinen, schwächlichen, neugeborenen Kinde steht und nicht weiss, ob Gott es am Leben erhalten will, dann geht er zur Kirche und steckt ein Kerzlein auf vor dem Bild der Himmelsmutter oder vor seinem Lieblingsheiligen, geht aber auch zur „Seherin“. Diese trägt das kleine weiss-

linnige Hemdlein an den „geweihten Teich“ und wirft es in das dunkelgrüne Wasser und spricht dabei allerlei Segenswörtlein und Zauberformeln, und wenn die kleinen Ärmlein sich heben, dann bedeutet das, dass das Kind leben wird; voll Vertrauen nehmen der stille Vater und die harrende Mutter die Botschaft entgegen. Man steigt in



Kirche und Calvaire in Saint-Ségal

frühere Jahrhunderte hinunter, in die unterirdisch laufenden Gänge, wenn man sich diesem kleinen Volke am Rande unserer Welt, der Emeraude des Sonnenunterganges naht. Es gab eine Zeit, wo diese Menschen der Felsen und Berge, der Wälder und Schluchten eine Dichtung besaßen, die im Mittelalter einen herrlichen Einfluss ausgeübt und deren heldenhafte Motive in der ganzen Christenheit ihr Echo fanden. Vieles ist dahingeschwunden, und noch mehr schwindet dahin! Arthur kommt nicht wieder zurück von seiner bezaubernden Insel; und St. Patrick hat recht, wenn er zu Ossian sagt: Die Helden, die du beweinst, sind tot; können sie wieder zum Leben erstehen? Die Gesänge des keltischen Volksdichters Ossian (3. Jahrhundert) hielten den jungen Goethe so gefangen, dass er folgende Zeilen in seinem Werther verewigte: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halbverwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fusstapfen seiner Väter sucht und, ach! ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes siegrückkehrendes Schiff beschien! Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassenen



Alter Bretone aus Locronan (Finistère)

Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich-glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: „Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: „Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?“

Sein Fusstritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde.“— O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden”.

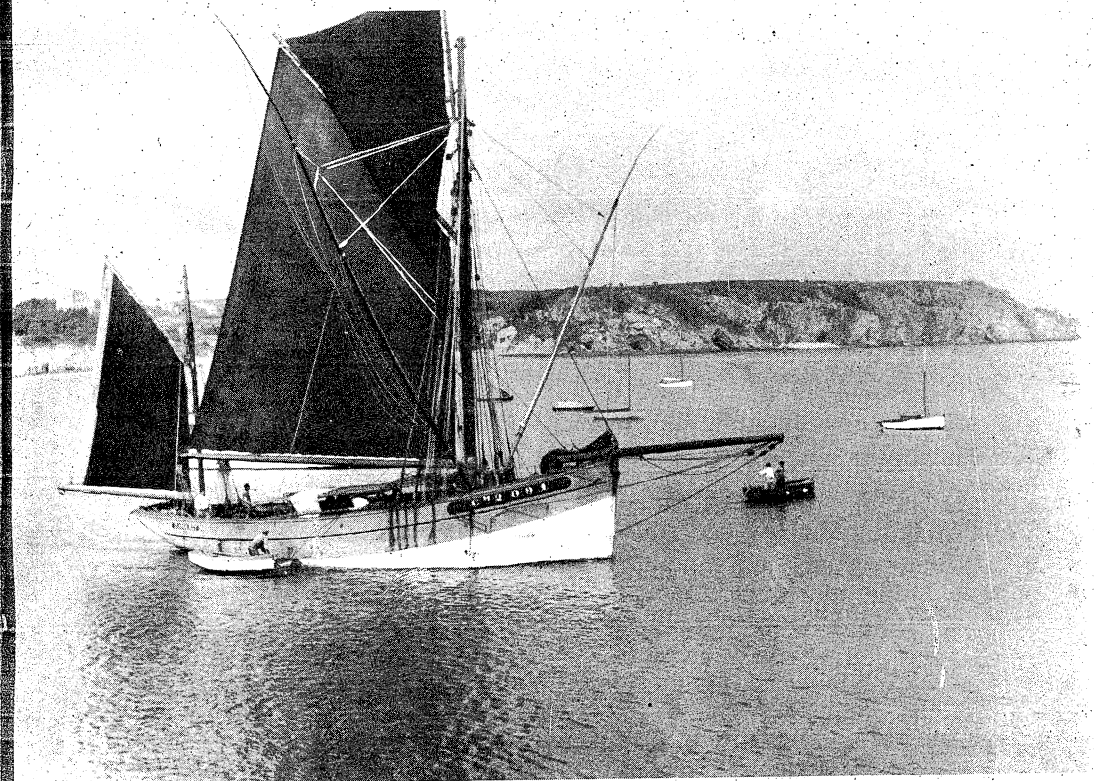
Es besteht eine ausgesprochene, in keiner Weise überraschende Harmonie zwischen der nervigen Erde und der sympathisch anmutenden Rasse der Bewohner von Armor. Wohl selten findet man in einem Land so ausgeprägte Zusammenhänge zwischen dem Boden und seinen Menschen, die ihre ganze Eigenart, ihr Wollen und ihr Träumen, ihre Hartnäckigkeit und ihre Gefühlstiefe von altersher aus der unerschöpflichen Fülle des Landes gesogen haben und es als trautes Vermächtnis hüten. Die Gesichter der Männer sind ernst und scharf geschnitten, von der dunklen breiten Baskenmütze überschattet, ledrig und fest, nach vorn übergeneigt der Körper, breit der Schritt und derb die Faust. Die Frauen mit ihren weiten, schwarzen Röcken haben etwas Feierliches, Verschlussenes, besonders in den Teilen der Bretagne, die weit ins Meer springen. Tief-sinnig, schwermütig muten uns die Frauen der Inseln Oues-sant und de Sein, bei Plogoff und auf der Halbinsel Penmarch an ; dagegen begegnen wir in den südlichen Teilen von Pont-Aven und Quimperlé eleganten blonden Bretonin-nen, die mit der hellen Bläue und dem milden Klima ihres Landes auch den freundlichen Sonnenschein auf ihren Gesichtern tragen und einen angenehmen Gegensatz zu dem rauhen schwermütigen, schweigsamen Typ der vom Winde zerfetzten ebengenannten Landschaft darstellen. Bei unsern Fahrten längs der Küste fällt uns dieser Gegensatz besonders auf und zeigt uns die Vielfältigkeit der alten

keltischen Rasse. Vom bretonischen Land sagt man, es habe weniger Fleisch als Nerven und Sehnen; das Gleiche gilt auch vom Bretonen, der gern mit Stolz behauptet: „Wir sind Bretonen, eine harte Rasse“. Sprichwörtlich ist seine Hartnäckigkeit, seine Willensenergie, die sich mit keltischer Empfindlichkeit mischt, legendär sind seine Treue und seine Ausdauer, seine Hingabe und seine opfer-



Am Spinnrad

freudige Bereitschaft, bis zum Tode aufrichtig. Seine Vorstellungskraft ist gewaltig und mannigfach, geformt an den unendlichen Weiten des Ozeans mit seinen tausend Variationen, aber auch unbeständig, reaktionär. Sein Leben ist ein stetes Ringen und Gewinnen, daher ist er auch zunächst misstrauisch gegen alles Fremdartige und Neue, alles Komplizierte und Weitliegende. Seine Kraft misst sich an den Gegensätzen; gegen etwas oder gegen jemand richtet sich sein unruhiger Geist, der sich bedroht fühlt. Die keltische Seele gleicht in ihrer Unermüdlichkeit dem wogenden Meer, das immer sich bemüht und dann wieder still zurückkehrt, das in geheimnisvollen Tiefen unerklärliche Schätze hütet; sie gleicht dem Granit, der an der Oberfläche rauh und dunkelgrau, veraltet und rissig erscheint, aber im Innern rein und herrlich, fest und undurchdringlich gegen alle Widerstände ist; sie gleicht den dunklen Wäldern mit dem undurchdringlichen Dickicht, den knorrigen und spröden Eichbäumen, aber auch den male-
rischen Lichtungen und Winkeln, in die sich die Herbstsonne mit ihren Strahlen stiehlt. „Seine Seele ist ein lebendiges Panthéon, in dem die ältesten Kulte der Menschheit mit den aktuellsten brüderlich beieinander wohnen“. (Le Braz). Und der Bretoner Renan sagt von seinem Volk, indem er die Charakterzüge aufzeichnet, wie folgt: „Der Bretoner hat alle Fehler und alle Qualitäten eines einsamen Menschen: er ist stolz und scheu zugleich, stark im Gefühl und schwach im Handeln; bei sich zu Hause frei und heiteren Gemütes, draussen dagegen unbeholfen und plump. Er misstraut dem Fremden, er sieht in ihm ein Wesen, das ihm überlegen ist, und das mit seiner Schlichkeit Missbrauch treibt; teilnahmslos bei der Bewunderung anderer, verlangt er nur eins, dass man ihm sein kleines Zuhause lasse. Die keltische Rasse ist eine ausgesprochen



Hinaus auf hohe See zum Thunfischfang

häusliche Rasse, durch die Familie und die Freuden des Heims geworden. Bei keiner Rasse war das Band des Blutes stärker und hat mehr Pflichten geschaffen, hat den Menschen an seinesgleichen gekettet mit soviel Weite und Tiefe. Jede soziale Einrichtung der keltischen Völker war in ihren Anfängen nichts mehr als eine erweiterte Familie. Ein volkstümlicher Ausdruck bezeugt es noch heute, dass sich nirgendwo die Spuren dieser grossen Verwandtschaft besser erhalten haben als in der Bretagne. Es ist eine weitverbreitete Meinung in diesem Land, dass das Blut eine Stimme habe, und dass zwei Verwandten, die sich nicht

gegenseitig kennen, aber sich an irgendeinem Punkt der Erde begegnen, sich an der geheimnisvollen Regung, die zwischen beiden auftritt, erkennen. Das Leben erscheint ihnen wie eine feste Tatsache, die der Mensch nicht ändern kann; daher kommt ihre Traurigkeit. Nehmen wir z. B. ihre Barden des 6. Jahrhunderts; sie beweinen mehr die Niederlagen, als sie von Siegen singen. Ihre Geschichte ist nur eine lange Klage, sie erinnern sich ihrer Verbannungen, ihrer Flucht über die Meere. Wenn sie sich manchmal aufzuheitern scheint, kommt bald eine Träne und leuchtet hinter dem Lächeln hervor. Seine Freudengesänge enden in Elegien; nichts ist zu vergleichen mit der köstlichen Traurigkeit ihrer Heimatgesänge; man könnte sagen, es seien Ausströmungen von oben, die Tropfen für Tropfen auf die Seele fallen, sie durchdringen wie Erinnerungen aus einer andern Welt". Der wahre Bretone ist treu seiner Sprache, seinen Sitten, seinen Traditionen, treu seinem Geist.

Zum Meere hin drängt sich die Bewölkerung dichter zusammen, während im Innern der Halbinsel menschliche Besiedlung spärlich ist. Im Armor liegt der Reichtum; das „Land des weissen Brotes“, wie man diesen Teil der Bretagne im Volksmund nennt, deutet auf die Fruchtbarkeit. Neben den vereinzelt Gehöften liegen die feudalen Manoir, versteckt hinter hohen breiten Hecken. Der Toreingang mit dem geschweiften Bogen deutet auf vornehmen Besitz, auf alte Vergangenheit. Hohe Strohhaufen zeigen an, dass schweres Korn auf den Speicher getragen wurde, das zierliche Taubenhaus und die festen massiven Mauern erzählen von jenen Tagen, wo ein gräflicher Guts- herr die einträgliche Pfründe bewohnte. Apfelhöfe liegen in nächster Nähe. Abends ziehen die Kühe von der Weide

kommend langsam und bedächtig über den weichen Strand und streben den Stallungen zu, nachdem sie noch einmal aus dem kleinen Rinnsal das süsse Wasser schlürfen, das zum Meere eilt. Im Frühjahr und Herbst ziehen dichte weisse Rauchwolken vom Strande aus hoch, kündeten an, dass arbeitsame Frauen den getrockneten Tang und das spröde Meergras verbrennen; mit grossen Gabeln häufen sie dies dunkelbraune Unkraut des Meeres auf, in langen Zügen legt sich der weisse Rauch wie ein Schleier über die Landschaft; kein Feuerschein flackert, in der Abenddämmerung hängen diese weissen Fahnen wie zarte Gewebe in der Luft. Die Asche wird den Bauern verkauft und dient ihnen für Wiese und Felder oder wandert in die Fabriken zur Herstellung von Soda und Jod. Im Musée du Luxembourg in Paris hing früher ein Bild von André Dauchez, der diese Tangbrenner der bretonischen Küste meisterhaft in Farbe festgehalten hat. In den kleinen Schlupfwinkeln liegen ruhelos die schaukelnden Fischerboote und warten darauf, bis einer der „ersten Fischer der Welt“ den Anker hebt, um für den Mittag- oder Abendtisch einige zappelnde Lebewesen aus dem fischreichen Küstenwasser zu bergen. Angesichts dieser kleinen Boote, die von Arbeit und Kraft erzählen, tut sich die Seele der Menschen auf, die aus weiter Vergangenheit zu kommen scheinen, ganz die Gegenwart vergessen und nur der fernen Zukunft, der Unendlichkeit zustreben.



II

DIE KÜSTE IM SPIEL DER WELLEN UND WINDE

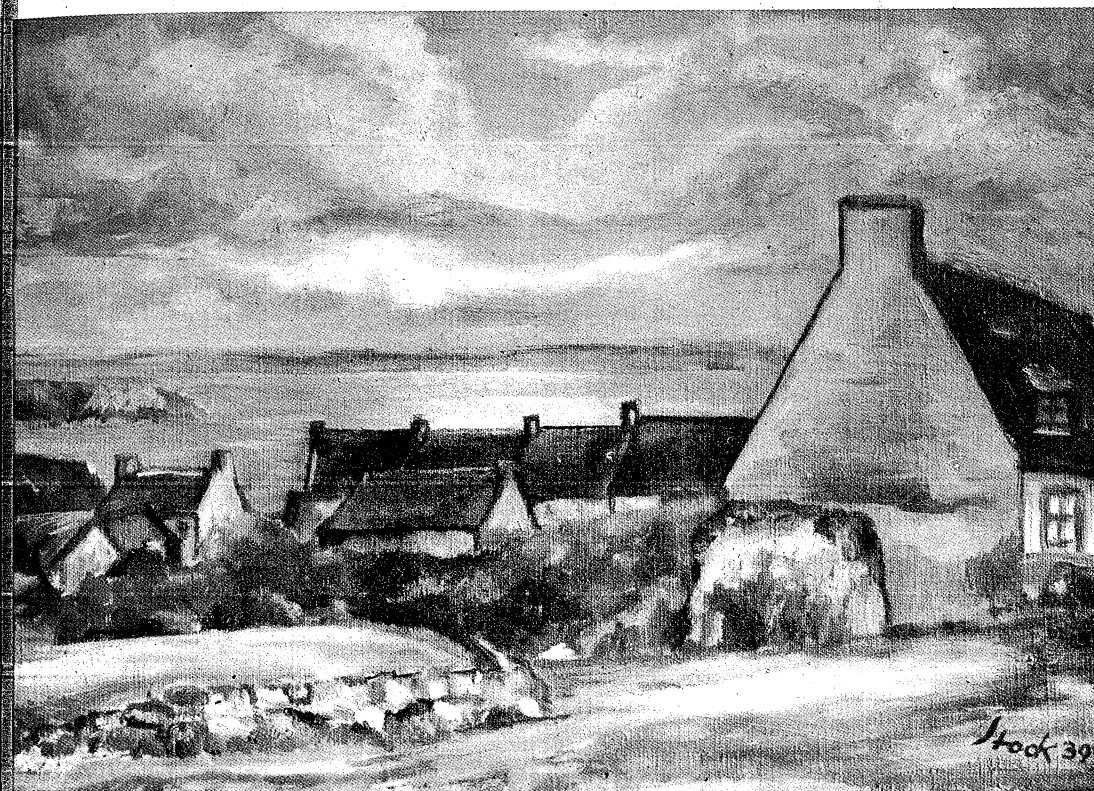
Wer diesen Bretonen nähergekommen ist, weiss, was es heisst, am letzten Meilenstein der alten Welt zu wohnen, der weiss, dass Finistère (Finis Terrae) nur eine kurze Station bedeutet. Der wassergetränkte, kalte Wind hebt irgendwo in der Ferne an und jagt landeinwärts und schüttet seine Last tief hinter uns im Rücken ab; Traurigkeit, Melancholie und Leere! Die verkrüppelten moosigen Baumkronen ducken sich vor dem schneidenden Wind; verdreht schauen die wirren Sträucher über die niedrigen Gräben und Schutzmauern. Auch die Seele treibt anderen Gedanken zu.

Hier erlebt man nicht den glutroten Sonnenaufgang der Alpenhöhen, hier sieht man nicht, wie sich langsam am

fernen Horizont im frühen Morgennebel die Sonne im Osten erhebt, um die steile Fahrt anzutreten. Nein! Hier neigt sich alles dem Untergange zu; man sieht plötzlich in vorge-rückter Morgenstunde die Sonne durch die Wolken schei-nen; hier sieht man, wie sie Abschied nimmt, sich ins weite Meer des Ozeans taucht, um noch einmal die fernlie-genden Felsenscharten und leichten Höhenkämme mit einem dunkel-goldigen Saum zu zieren, und wie das näher-liegende Meer zu unsern Füßen eine melancholisch dunkel-graue Farbe annimmt. Dann legen sich zum letzten Male die schwachen Strahlen des sterbenden Lichtes über die seltsam glänzende Flut des trägen und müden Ozeans.

Ein Blick auf die Karte genügt, um sich klar zu machen, dass dieser am weitesten vorspringende Teil Frankreichs, diese „Beobachterin des Ozeans“, von drei Seiten vom Ozean umspült wird; und wer dazu die Urgewalt des Wassers an der Steilküste der Cornouaille, an der Pointe du Raz oder an dem Cap de la Chèvre erlebt hat, weiss, dass dieses Land in seiner ganzen Schönheit und Herbheit ein Geschenk der gigantischen Kraft des Meeres, das Ergebnis langjährigen Anstürmens und künstlerischer Formung ist. Da hat das Meer die granitne Barriere sprengen wollen, hat die fast schwarzen und dann wieder hellroten Felsen unter-höhlt, gewaltige Steinmassen aufeinander getürmt, die wie Fabelwesen erscheinen, hat in tausenderlei Phantasie ein Schauspiel geschaffen, das man nicht müde wird zu be-staunen. „Ein Kreis von ewigen Seufzern“, wie Renan das bretonische Meer genannt, das aber an vielen Stellen den Kranz in wilder Hast durchbrochen und die schönsten Häfen an der ozeanischen Küste geschaffen hat. So ent-standen das Cap Fréhel, die Tas de Pois mit dem „grünen Saal“ tief unten, die Pointe du Raz in der ganzen Wildheit

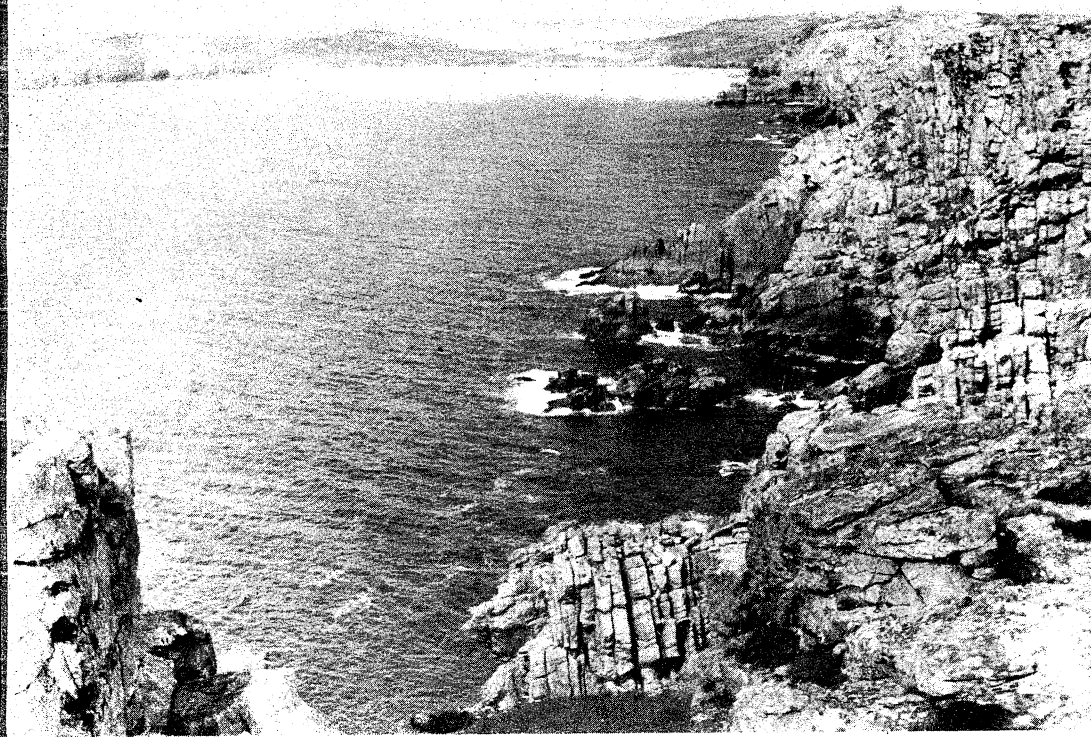
und Schönheit, in gewissem Sinne das Heiligtum der kel-tischen Welt, eine Zufluchtsstätte der Möven und Krähen, die Zyklopen von Trégastel und das Steinchaos von Plou-manach, die mannigfach schimmernden Grotten von Mor-gat und die friedlichen Fjorde von Armor, die sich weit ins Land hineinschieben. In diesen Schluchten und wilden Felsenhöhlen hausen seit undenklichen Zeiten die Unge-heuer der Legende und Fabel, dort wohnen verlassen die Seelen der Verdammten. Vor dieser angenagten Küste liegen die kleinen Inseln und Felsblöcke, die bei Flut, von



Land und Meer in der Abendsonne (Camaret)

den Wogen überspült, untertauchen, um dann in ihrer nassglatten Schönheit wieder zu erscheinen.

Vor der „Bucht der Dahingeschiedenen“ liegt die Ile de Sein, jene wilde und arme Insel ohne Baum und Schutz, deren Bewohner mit dem heimtückischen, gierigen Meer vertraut sind und oft hinausfahren, die schiffbrüchigen Fischer und Matrosen zu retten. Diese Insel soll zur Keltenzeit die Heimat der heiligen Jungfrauen gewesen sein, die den Bewohnern gute Ausfahrt, Tod und Verderben verkündigten. Scheu mieden alle diese erbärmliche Insel. Ob diese aussergewöhnlichen Wesen wirklich dort bestanden haben, weiss keiner, da alle Spuren fehlen. Vielleicht war aber auch diese Insel einstens viel grösser, und der ständig nagende Ozean hat einen Teil dieser Insel mit den alten Heiligtümern der prophetischen Jungfrauen verschlungen. Vor der gähnenden Bucht hört man im Schweigen des Abends noch deutlich den scharfen, schrillen Ruf der Kormoran, der Meerraben. Hier ist das Meer wild und furchtbar. Gerade die Abendstunden sind hier von einer tödlichen Traurigkeit. Alles hier, Felsen und Meer und der fahle Sand der Bucht sprechen von der furchtbaren Betrübnis, nicht mehr leben zu können. Nur der Himmel, an dem die ersten Sterne leuchten, hat über unsern Häuptern eine angenehme Milde. Zur Linken hebt sich in trostlosen Linien die Bucht von Audierne ab, bis hin zu den lockenden Felsen von Penmarch. Zur Rechten die reich zerfranzte Küste bis hin nach Douarnenez, und weit hinein leuchtet da das Signallicht des Cap de la Chèvre. Hier wohnt der Tod; — der Ozean hat schon manchen verschlungen — hier reisst er bald in wildem Wirbel die kleinen Boote in die Tiefe, schleudert sie plötzlich in die Gegenströmungen und gibt die bangen Schiffer den Elementen preis, reisst sie an



Bretonische Steilküste

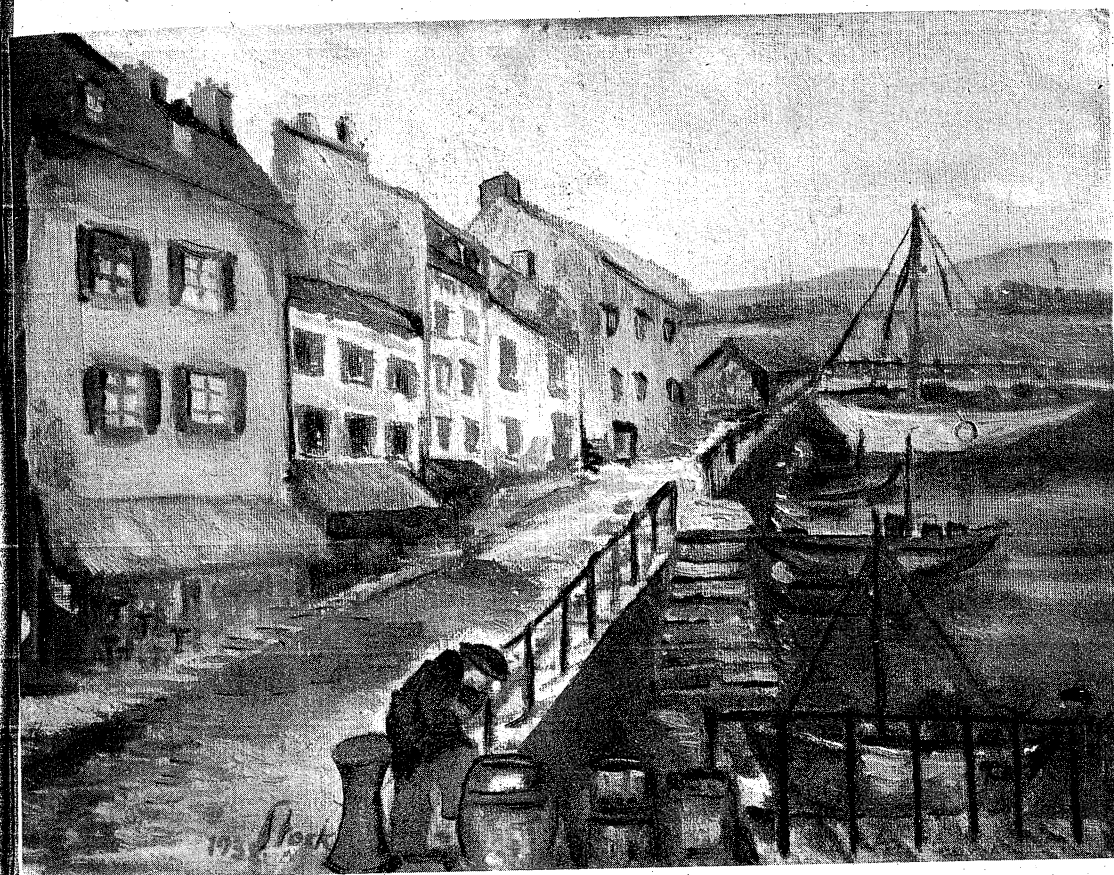
den Felsen hoch; die bretonischen Fischer beten, wenn sie diese Todesecke umfahren:

„Herr, stehe mir bei! Mein Schiff ist so klein und das Meer so gross“!

Nicht nur Steilküste schuf sich das Meer; alle Ausdrücke der maritimen Geographie müsste man herholen, wie Sandbank, Insel, Halbinsel, Golf, Bucht, Landenge, Kap und Marsch, um die grosse Variation um Morbihan, Finistère und die Côtes du Nord zu beschreiben. Der Golf von Morbihan (kleines Meer) bildet ein fast in sich ge-

schlossenes Binnenmeer, in das die unzähligen kleinen Inseln hineingestreut sind, die, vom strohblonden oder mausgrauen Licht umhüllt, sich endloser Ruhe hingeben. Mare conclusum nannte es Caesar; und in dieser Baie liegen nach dem Volksmund so viele Inseln als Tage ein Schaltjahr hat. Nicht alle tragen einen Namen, aber hüten noch heute ihre Heiligtümer, ihre Totenmäler, die Spuren dunkler Vorzeit. Die kleinen dunklen Fischerboote schlängeln sich heute, jeden Augenblick der Gefahr gewärtig, an den zerklüfteten Eilanden vorbei. Die Insel d'Arz ist am meisten gefürchtet. Dort wohnen Fantome, dorthin kommen die irrenden Seelen der Frauen, welche sich weit weg von ihrer Heimat verheirateten und nun weinend ihre Heimerde grüssen müssen. Die Halbinsel Quiberon, dieser ständig unruhige zerfetzte Stocher, hängt wie ein hohler Zahn an dem Kinn von Plouharnel; gigantisch ist der trotzig Kampf des Meeres an der „wilden Küste“ dort; schäumend und brausend tobt bei Flut das Wasser gegen das chaotisch zerrissene Steilufer an. Ein feines Spitzenband läuft von Lorient, Pont-Aven, Concarneau, Fouesnant über Pont l'Abbé bis zum Leuchtturm von Eckmühl; daran schliesst sich der weite Strand in der Baie von Audierne mit den saharischen Weiten. Weit herein ins Meer reicht die Pointe du Raz mit dem kühnen, wenn auch traurigen Rest des Kontinents, die kolossale Wirbelsäule, die sich plötzlich in die schäumenden Fluten stülpt und mit der Ile de Sein noch einmal auftaucht. Flach und rauh ist dieser kleine Platz, auf dem die armen Menschen hartnäckig mit dem Leben ringen. Die Bucht von Douarnenez mit der regsamen Fischerstadt gleichen Namens liegt vom Cap de la Chèvre eingeschlossen da wie eine märchenhafte weite Mittelmeerlandschaft, in die sich lange weisse Strandbänder legen, die von schroffen Felsen umsäumt, die Hochebene hinter

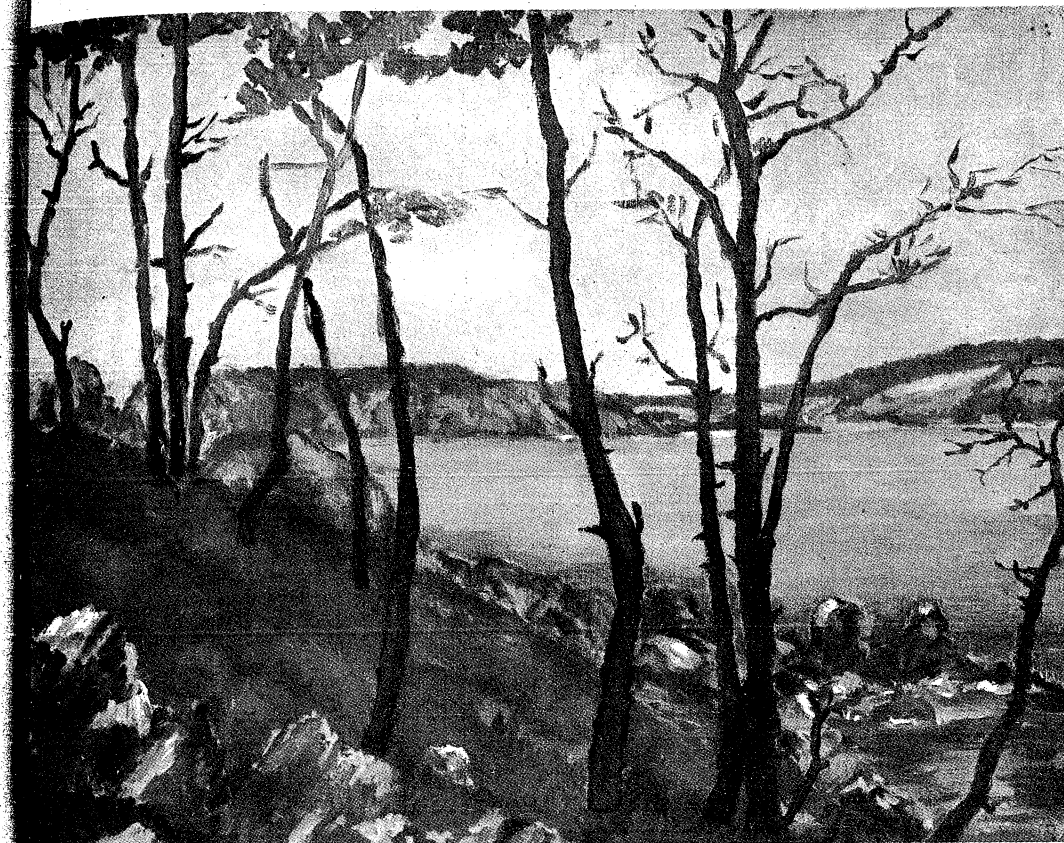
sich ausdehnen lassen; lang holt das Meer aus und bricht sich leicht in den Dünen, nachdem es an den vorstossenden Felsenmassen in Wut verschäumt ist und sich müde über den Sand erbreitet. Majestätisch weit ladet der Horizont ein, vereinzelte Kiefern heben sich silhouettenhaft ab gegen den klaren Himmel, aus der Ferne grüsst der Menez-Hom mit der rundlichen Kuppel. Wie wenn flüssiges Blei verspritzt auf dem Boden nach Formen sucht, so mutet die Halbinsel Crozon an, die reizendste, die ich je gesehen. Da ist auch



Im Hafen von Douarnenez

alles beieinander: friedliche Dorfplätze, Buchten mit südlichem Klima, wo Palmen gedeihen, eine Bläue des Meeres, in der man hoch vom Felsenpfad bei Morgat herunter die Fische, Krabben, Quallen und Algen in ihrem Treiben und Jagen verfolgen kann. Camaret, das liebliche Fischerstädtchen, die Heimstätte der Dichter, das Schloss von Dinan, der gigantische Bogen des Korrigans, die Pointe von Pen-Hir u.s.f.; bis in die ausgefranzte Rade von Brest. Auf einem efeuumrankten Hügel liegen am Rande der Elorn die feudalen Ruinen des Schlosses La Roche Mauris, das um 800 dem grossen König Morvan gehörte; weniger finster, aber älter noch ist die Burg La Joyeuse Garde im Walde von Landerneau; dort wohnten Lancelot du Lac und die schöne Isolde. Der König der Dichter und Sänger, König Artus hielt dort Hof, und die Barden der Cornouaille und des Pays de Léon traten dort zum Wettstreit an.

Auch die nördliche Küste hat ihre Schönheiten; die Fjorde von Aber-Benoît und Aber-Vrach, mit dem Platz, wo einst die reiche Stadt Tollent lag; vor 875 war diese eine der bedeutendsten an der bretonischen Küste. Die Normannen kamen hier ans Land, zerstörten diese herrliche Stadt und liessen Ruinen zurück, darnach kam das Meer und überdeckte stolze Vergangenheit mit Sand und Wellen. Es folgen die rotbraunen Felsen und Zyklopen von Roscoff und Ploumanach, Trégastel, die Inseln Ouessant, Batz und Bréhat, die Seevagen und Matthis in ihren Bildern festgehalten haben; weiter streift unser Blick an dem grossartigen Cap Fréhel entlang, senkt sich in die Rance und die Bucht von Cancale; die gewaltige Feste St. Malo mit den trutzig breiten, völlig erhaltenen Festungswällen, die zu abendlichen Spaziergängen einladen und die Blicke über das Grab Chateaubriands bis in die Weite des Horizonts schwei-



Blick in die Bucht von Morgat

fen lassen, hat in der Geschichte der Kriege zwischen Frankreich und England manches heroische Blatt mit Ruhmestaten bedeckt. St. Malo lieferte die besten Seefahrer und Matrosen, ist die Heimat von Jacques Cartier, den Chateaubriand in seinen *Mémoires d'outre-Tombe* den „Christoph Columbus Frankreichs“ nennt, und der Kanada entdeckte. Dort stand die Wiege eines Duguay-Trouin, des kühnen und wackeren Helden der Meere. Chateaubriand und La Mennais verbrachten dort ihre Jugend.

Wieviele unbekannte stille und reizende Ecken verbergen sich noch geheimnisverschleiert längs der bretonischen Küste! Gibt es ein Land, das besser gelegen ist, um das Meer in seinem Urelement, in tosender Fahrt oder still in sich verlaufenden Träumen zu erleben und zu lieben? Da ist das Meer mit all seinen Zuständen von der majestätischen Ruhe bis zu den heftigsten Konvulsionen und wildesten Zornesausbrüchen.

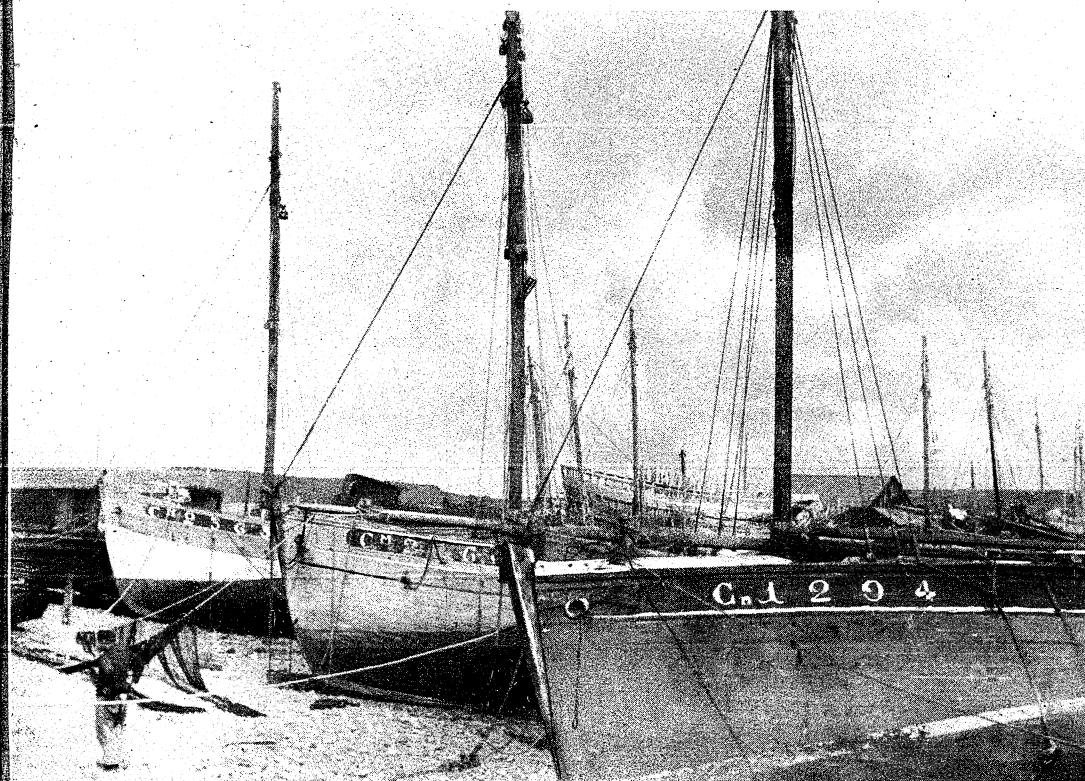
Cyriel Verschaeve, den flämischen Dichter der „Meersymphonien“ nehmen wir bei der Hand und lauschen seinen herrlichen Worten:

„Hinauf im Schwellen, hinab im Zerstieben,
bei der Geburt schon dem Tod verschrieben;
empor für ewig wie Jugendträume,
und alsogleich wieder nichts als Schäume;
hinauf aufjauchzend, hinunter schmollend,
im Goldglanz steigend und fahl verrollend;
so wogt das Meer dort, so folgt sein Getriebe
dem Taktschlag von Leben und Liebē.
Es wogen Wogen hinab, hinauf,
das kleinste Gekräusel, der Sturmeslauf;
und was da wallend nach oben will,
hebt alle Seewucht, ob wild, ob still,
in Flut und Ebbe, in ewigem Verlauf,
hinauf hinab, hinab hinauf,
das masslos mächtige Flutenfeld
ganz wie die Geschichte der Welt“.

Ein andermal singt er des „Meeres Abendlied an das Licht“

„...wie tönt dieses Ächzen des Meeres verstört!
s' ist tief wie Verzweiflung und riesig gross.

Nicht ewiges Leben ist's was da rört!
nein, ewig nicht endendes Todeslos!
Wie Sterbeschrei winselt dies grässliche „Weh“!
Die Meerfernen hören das rauhe Geschwirr,
Die Wolken vernehmen es, und ihr Gewirr
fragt, wirbelnd über der grauen See:
„Ist dies nicht ihr Todesgeröchel?“ — Wie irr
mit hohlem Getöse die Winde nahn;
das Seeherz keucht schwer vor ihrem Zorn.
Nun stossen die Winde mit Macht ins Horn
und wild durch die Nacht bricht der Sturm sich Bahn“.

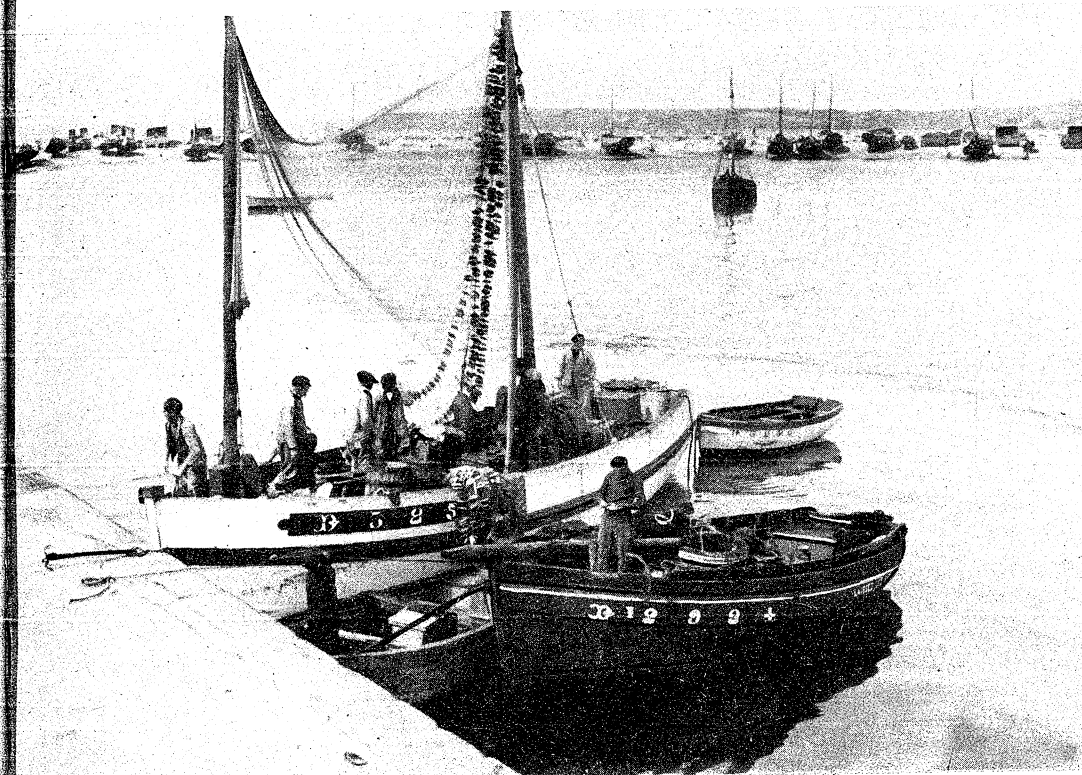


Schiffe werden „überholt“

Vom Meer herauf heulen im Frühjahr und Spätherbst die Stürme, *noröit* und *suroit*, die den Bretonen die ganze urgewaltige Kraft der Elemente verraten, vor denen Hab und Gut in Sicherheit zu bringen ist und die dann die ganze Familie zwingen, eng beieinander in der molligen grossen Stube am Herdfeuer zu verharren, während über das niedrige, schwere Schieferdach der Westwind bläst. Dann ist es an der Zeit, alte Legenden zu erzählen. Der Grossvater oder der alte Öhm berichten von ihren Erlebnissen auf den alljährlichen weiten Fahrten von ehemals. Der Wind zerzt an den Fensterkreuzen und peitscht die Bäume hart an der Küste, deren Zweige landeinwärts weisen und mit ihrem Laub und ihrem Geäst den Garten, das Haus, den Stall bedecken.

Im Sommer erlebt man dann eine wohltuende Wärme; Hortensien blühen in üppigen Büschen vor den geduckten Häusern, Magnolien und Fuchsien zieren die Gärten. Hinter den Dünen verbergen sich die niedrigen Häuser. Einzelne Inseln oder ganze Inselgruppen in Zyklonen säumen den Horizont, im Norden mit alten Wehrmauern befestigt gegen die beutegierigen Engländer, die so oft das Land bedrohten. So scheint es uns, wenn wir auf den Stadtwällen der einst ewig umkämpften Stadt St. Malo stehen und auf das Meer blicken, auf jene Insel des Grand-Bé, die Chateaubriand zur letzten Ruhestätte erwählte.

Wer in banger Fahrt es gewagt hat, aus dem fast südlich anmutenden Hafen von Morgat in der Baie von Douarnenez mit einer leichten Vedette nach der wilden und einsamen Insel de Sein zu fahren, die aber bis zum letzten einsam und verlassen, einen eigenen Menschenschlag hervorgebracht, der muss etwas von der Kraft des Meeres



Sardinenfischer zur Ausfahrt bereit

erfahren haben; oder wer in todesmutiger Fahrt von Brest aus mit einem echten bretonischen Fischer an den verwirrenden kleinen Inselgruppen vorbei zur Insel Ouessant gefahren ist, hat mehr als etwas von der Verschlagenheit und Wagehalsigkeit dieser Menschen gespürt, wenn dazu der Kapitän einer von ihren kantigen, breitschulterigen Gesellen gewesen ist, der das Halstuch hoch unter das Kinn geschlagen hat und das breit herabfallende Barett auf dem Ohre trägt, dessen Gesicht die leuchtenden Spuren langer Fahrten durch alle Ozeane und Meere aufweist, dann erlebt der Fremde zwischen Le Conquet

und Ouessant die ganze Tolikühnheit eines alten Bretonen.

Das Meer ist tief in das Land eingedrungen, hat den Saum seiner Küste wie ein herrliches Spitzenwerk uns zurücklassen, und die kleinen Flüsse haben anmutige Täler geschaffen, die sich bis in die unmittelbare Nähe des Meeres herablassen: Dinan an der Rance, Quimper an dem Odet bereiteten uns unvergessliche Stunden, als wir mit dem Boot flussaufwärts fuhren. Diese baumreichen Täler tragen ein Stück des Binnenlandes ans Meer heran; üppig spriessen im Schutze der sich aufreckenden Ufer Blumen, Gras und Kräuter, aber dort wo der Südwest sich austoben kann, gedeihen nur dürres Gestrüpp und harte Dornen. Wenn er sich mässigt, bringt er Kühle im Sommer, und hauchwarm bläst er im Winter übers Land; wenn er sich vermählt mit den wärmenden Strahlen der leuchtenden Sonne und das Meer seine kleine Ruhe gefunden, erscheint die Küste, der weiteinladende Strand in paradiesischer Wonne.

Dann aber am gleichen Tage kann er aufscheuchen, als wenn diese Ruhe und dieser Friede ihm nicht anstehen könnten; mächtig bläst er das Horn und jagt über die flache Küste weg, wirbelt den Sand auf und legt ihn in gleichmässigen Wellen an einen andern Platz, tobt sich aus in den Schluchten, reisst an den spärlich dünnen Bäumen und Ästen, hebt das Meer mit empor, beide zusammen rauschen und stürmen um die Wette. Bis in die Nähe von Quimper vernimmt man an solchen Tagen das Schnaufen der entfesselten Windsbraut mit ihrem schneidigen Gefolge. Bis zu dreissig Meter hoch türmen sich die Schaumberge des ruhelosen, gereizten Meeres. „Suroît, der mildeste, ist im Zorn der wildeste“! heisst es von diesem Sturm. Wind, Regen und schneidende Kälte im Frühjahr oder Spätherbst.

Alles schweigt und zieht sich in sichere Behausung zurück. Nur der heulende Sturm beherrscht und vergewaltigt, was sich ihm entgegenstellt. Die Vögel, die sich hinauswagten, werden fortgetrieben wie schwache Strohhalme, auf und ab. Die, welche sich verborgen halten, hüllen sich in Schweigen; das Lied erstirbt, die Blumen zerfetzen sich wie alte Lumpenstücke, alles ist voll Traurigkeit geladen, die lebende Natur scheint wie tot, oder regt sich in letzten Todeszuckungen. Wehe, wenn dieser Wind den Menschen draussen ergreift! J. J. Lemordant hat in zwei Bildern das



Heimkehr der Fischer in den Hafen von Douarnenez

Toben dieses Sturmes dargestellt, wie er die Kirchgänger an flacher Küste überrascht an den Kleidern reisst und am Vorwärtsschreiten zu hindern sucht. Im Hotel de l'Épée in Quimper sind diese grossen Gemälde aufgehängt. An der ganzen bretonischen Küste erhebt sich in den dunklen Monaten ein wilder Kampf des Menschen gegen diesen Wind mit seiner zerstörenden, zerfetzenden Kraft: die kleinen Fischerboote sind fester geankert, das niedrige Hausdach seiner kleinen Habe ist mit schweren Steinen überdeckt, der Wind jagt wie ein wilder Räuber dahin, er umarmt und stösst zurück, er klagt und singt, er jammert und heult; er ist grausam, unerbittlich, bis er sich selbst gefangen und einige Regentropfen zur Erde fallen lässt, die seine Seufzer kühlen. Seine Stimme ist schmerzvoll und abgrundtief, pfeifend und höhnend, und er rüttelt den Menschen bis ins innerste Mark auf. Der Wind macht den Mann! Die Wolken jagen wie kompakte Heerhaufen dahin, plötzlich stieben die galoppierenden Phalange auseinander und durch den breiter sich dehnenden Spalt dringt vom hellblauen Azurhimmel die Sonne durch und ändert mit einem Male das Bild; Freudigkeit und helle Lichtaureolen legen sich um Menschen, Häuser und Baumkronen.



III

ARGOAT, DAS TRAUTE LAND DER SAGEN UND GESPENSTER

Wenden wir uns von der Küste weg zum Innern, von dem, was der Bretoner Armor nennt, zum Argoat, dem Teil des Landes, der, mit Wald überdeckt, blühende Felder und grüne Wiesen trägt, der aber auch in trostlosester Einsamkeit und Wildheit in harten eckigen Bergspitzen zum Himmel ragt. Dorthin dringt nicht der Lärm der Welt, das laute Gerassel der grossen Strassen. Von Osten nach Westen zieht sich wie ein Rückgrat der Kein Breiz, dürr und schmucklos dahin. Bei Pestivien läuft dieser Höhenrücken in zwei Arme aus: die Monts d'Arée und die Montagnes Noires, die bis zur Baie von Douarnenez hinabsteigen. Fast parallel zur Küste breitet sich in 20 km. Tiefe eine fruchtbare Gegend aus. Der „Goldgürtel“ der Bretagne, wo Obstbäume mitten zwischen wogendem

Weizenkorn stehen können, die Felder sich aneinander-schmiegen und nur durch saftig grüne Hecken voneinander getrennt sind, wo smaragdgrüne tiefer gelegene Wiesen die fetten glatten Kühe nähren. Es liegt im Hochsommer eine goldige Freudigkeit auf dieser blühenden Vegetation. Die Häuser haben hier nicht mehr den schwerfälligen traurigen Charakter, hell leuchten die Giebelseiten und ebenso hell hebt sich die Dachrippe von den zu beiden Seiten glatt anliegenden, glänzend schwarzen Schieferplatten. Zahlreicher sind hier die Gehöfte, die Leute wohnen dichter beieinander, die Trachten sind freundlicher. Das „bretonische Arkadien“ um Quimperlé, das Land der Früchte bei Fouesnant und die Erdbeeren von Plougastel bringen den dortigen Bewohnern reichlichen Ertrag und sicheren Lebensstand. Dazu kommt, dass die Flussläufe sich derart erbreitern, dass die Schiffe bei Flut bis zu 20 km. weit ins Land fahren können und reich befrachtet heimkehren. Günstig hat sich dies auf die Kultur des Landes ausgewirkt. Welch eine Wonne ist es im Morgengrauen, wenn die dichten Nebel hoch über dem Wasser zwischen den Ufern hängen, mit einem kleinen Boot schweigend flussabwärts zu segeln. Man gleitet zurück in den Halbschlaf; rein und duftig umgibt uns der reichgestickte Teppich der anliegenden Wälder mit dem morgendlichen Gemurmeln und Gegluckse: das frühe Ertönen der erwachenden Vogelwelt, das weiche Krachen der erstorbenen Buchen- und Eichenäste, das langanhaltende Geräusch der vom Wind leis erregten Baumkronen, das durchsichtige Schweigen der schützenden Büsche und das gleichmässige Gleiten des Kiels durch das stille Wasser. Quimperlé liegt an der Laïta, Pont-Aven, das „Barbizon“ der Bretagne liegt an dem Aven. Von diesem Dorf nahe an der Südküste ging die Kunstrichtung aus, die unter



Bretonische Landschaft

dem Namen „Schule von Pont-Aven“ oder der „Synthetisten“ weite Kreise gezogen hat. Aber wo sind die Maler wie Gauguin, Sérusier, Renoir und Verkade, die Jünger der Nabis hin? Jene Gruppe von Künstlern, die um die Jahrhundertwende den Symbolismus begründeten und die Grundlagen für die moderne Malerei in Frankreich schufen? Einige wenige der Malergilde haben dort ihre

Sommerquartiere aufgeschlagen. Landerneau liegt an der Elorn, die sich in ansehnlicher Breite in die Rade von Brest ergiesst, Morlaix an dem Dossen, Lannion an dem Segner, Saint-Brieuc an dem Gouet, Dinan an der Rance. Treibt die Flut das Wasser der Flüsse hoch, dann beginnt das Leben, kleine Boote und Frachter schlängeln sich empor, bei Ebbe dagegen rieselt träge das Wasser zwischen schmutzigem Sand und glattgeschliffenen Kieseln und die Schiffe liegen in dem schlammigen, seichten Wasser, die einen auf der linken, die andern auf der rechten Seite, und zeigen ihre schmutzigen Bäuche, auf die die Sonne scheint. Angler stehen bereit, um Süßwasserforellen zu fangen, Waschfrauen legen ihre Wäsche aus und klopfen fleissig mit dem alten Holzschlegel die feuchten Leinwandstücke; dabei plustert sich der weite schwarze Rock zu beiden Seiten auf, und oben auf dem Kopf wackelt die blendend weisse Spitzenhaube. Am Mittag und Abend ziehen die Kuhherden da vorbei, suchen nach dem durststillenden Nass. Die beiden Höhenzüge der Berge von Arrée und des schwarzen Gebirges geben dem Land ein seltsames Gepräge. Primitiver Wald, Schluchten und Täler, die kaum jemand betritt, breiten sich im Innern des Landes aus, Wildnis in ihrer reinen packenden Form. Hier spielt die Jahreszeit in hunderterlei Variationen; im grünlichen umsäumten Wasser spiegeln sich die Kastanien- und Eichbäume im jungfräulichen Gewande des Frühlings; prall und saftig im Hochsommer, bunt und sterbensmüde im Herbst, kahl und eisig im Winter. Graue und träumerische Tage wechseln mit dem Sonnenlicht, das Glanz und Leben bedeutet und die grossen Kiefern im Widerscheine des Wassers versinken lässt. Riesig öffnet sich uns das schwarze Gebirge mit seinen malerischen Wegen und Felsenschluchten, seinen knorrigen verwachsenen Bäumen

und dickichtartigen Sträuchern, die im Herbstlicht schillernd unvergesslich uns beeindrucken. Hier durchzog der wilde Jäger des Nachts mit schrecklichem Gellen von Hörnern und Hundegeheul den Wald, ein grosses Unglück ankündigend; ein Anklang an die deutsche Sage von Odin, der an der Spitze seiner Krieger und Walküren mit grossem Getöse durch die Luft ritt! Und als die Jagdhörner und das Geklaff der grossen fürstlichen Jagden verklungen und das letzte Hallali verrauscht, fand der Wald seine Einsamkeit wieder. Das „urmütterliche Raunen“ des Waldes von Carnoët und Cragou, von Conveau und St. Goazec fing an, sich zu enthüllen in Legenden und Liedern alter Barden. Stille Einsamkeit! Der Wind hebt sich leicht im Westen und spielt die bunten erstorbenen Blätter auf den feuchten Boden: um die mächtig starren Eichbäume legen sich Sonnenringe; das dunkelgefärbte, rotbraune Farnkraut und Brombeergestrüpp im Unterholz bauscht sich wie ein schwerer weicher Teppich auf. Ein einsames Rotkehlchen, vielleicht das letzte, piepst ängstlich auf und versteckt sich in dem Geschlüpf der breiten niedrigen Büsche. Da dringt der regelmässige Schlag der Holzfäller an unser Ohr, die gerade jetzt den Riesen und Störenfrieden des Waldes zu Leibe rücken und mit einem weithin hallenden Krach die Bäume zu Boden werfen. Dann wacht der Wald, „der moosige Träumer“ gell auf, fällt aber alsbald wieder zurück in stille Letargie, bis dann die Abendsonne den Wald schweigend einhüllt und in langem bleicher und bleicher werdendem Lächeln über die Waldkronen dahin sich senkt und kahler Nebel aufsteigt! Noch einmal schüttelt sich der ruinierte Dom, und eisig kalter Meerhauch geht durch die Waldesschiffe. Der Himmel ist gewaltig in der Farbe; ein unerhörtes Schauspiel legt sich von den Höhen bei Huelgoat vor uns

aus; glatte, kahle Steinblöcke liegen aufgetürmt wild durcheinander, träumend fließt die Laïta durch den Wald von Carnoët, eine herbstliche Pracht türmt sich an beiden Seiten auf. Nicht umsonst nennt man Huelgoat das „Fontainebleau der Bretagne“. Feiner weisser oder gelblich fahler Sand füllt die Löcher oder liegt neben Geröll auf den schmalen geschlängelten Pfaden, und mitten hinein hat das Heidekraut bescheiden Platz gefunden. Fichten, Hainbuchen, Birken und Kiefern mit ihrem vielfältigen Herbstschmuck geben dem Maler unzählige Rätsel auf, und nur schwer entlockt er seiner buntgeordneten Palette das Zusammenspiel der sich darbietenden Farbenpracht. In den versteckten Waldwinkeln lebte die bretonische Zauberwelt in jener „geisternden Brocéliande“, einem grossen Walde, der heute den Namen Wald von Pain-Pont trägt, und wo die Dichter der „Table Ronde“ den Zauberer Merlin und die Fee Viviane wohnen liessen. Wollten wir hier all die Geschichten und Abenteuer erzählen, die unter der älteren Generation der Bretonen oder auf alten vergilbten Blättern uns erhalten sind, es würden Bände werden. Wer kann all die herrlichen Schätze der Landschaften, die Kreuze und Kapellen, die Ruinen, Legenden und Märchengestalten aufzählen, wer von jenen Feen berichten, die auf der Schwelle ihrer unterirdischen Behausung stehend ihr Heiligtum hüten, von den Geistern, die das Wasser aufpeitschen, von den Pulpikans, jenen tanzenden, schwarzen Männlein, all die Träumereien und Erinnerungen? Wer hört heute noch das schallende Gelächter der Phantome im Heidekraut, über das der Abendwind weht? Wer hört das Klageseufzen im Walde? Wer sieht die verdammten Seelen, die ewig irrend auf lecker Barke dahinfahren? Wer kennt die Lieder, die Heiligen, die Jungfrauen, die Ritter, die edlen Damen,

die Tiere, die in der Weihnachtsnacht miteinander plaudern dürfen, die langen Reden, die die erwachten Toten auf den Friedhöfen beim fahlen Mondlicht halten? In den tiefen undurchdringlichen Wäldern und Schluchten, so bei Huelgoat, lebten nach dem Glauben der Vorfahren die Fabelwesen und dort auf den kahlen Bergkuppen oder auf freiem Platz inmitten uralter Waldriesen bereiteten die Druiden ihre Opferstätte. In die Wälder zogen sich die Heiligen zurück und der Wald, der in der bretonischen Geschichte eine besondere Rolle spielte, hat jahrhundertlang das Land vor den Einfällen der Feinde vom Osten her geschützt, hat aber auch die Bewohner dieser Halbinsel zu sich selbst geführt, hat Schranken gegenüber der andern Welt errichtet, über die der Breton nicht hinausging. Das Unabhängigkeitsgefühl dieses alten keltischen Stammes wurde stark und mächtig, seine Eigenarten entwickelten sich immer stärker und von jeder Aussenwelt blieb man im Argoat abgeschlossen, viel mehr als die Küstenbewohner des Armor. Holzfäller, Köhler und Holzschuhmacher sind die Hauptbeschäftigungen dieser Menschen. Die ganze Wildheit und Romantik tut sich uns noch einmal auf in der Gegend um Ploërmel (Plou-Armel, Gebiet des Armel). Der Merowinger König Chilperich, dessen Gebeine in der altehrwürdigen Abteikirche St. Germain des Prés ruhen sollten, übergab Armel dieses Wüstenland. Hier fand der Kampf der dreissig Helden statt, von dem das ganze Mittelalter singt. Endlos ist hier das Land, reiche Ernte muss man anderswo suchen; dafür gibt es hier alte Bräuche, alte Sitten, bretonische Hütten. Das Meer weitet den Blick für das Unendliche, für die Ferne; die Wälder dagegen, die dicht und undurchdringlich waren, der schlechte oft sumpfige Boden, bestimmten den Charakter dieser Bretonen.



Schweremütig und tragisch ist der Inhalt ihrer Erzählungen und Sagen, verschlossen und hart ist er Fremden gegenüber. In diesem Schattenreich wuchs Mystik und Legende; die Unbekannten der Vorzeit stellten hier ihre Menhire auf, und später hielten die Druiden an den Opfersteinen ihre heiligen Stunden. Dann vernahm der römische Legionär und Söldner die geheimnisvollen prophetischen Stimmen aus den sakralen Schluchten und Bergplätzen. Im 6. bis 12. Jahrhundert näherten sich die Franken, die Normannen, dann die Engländer, und nahmen dem Land immer mehr von seiner Wildheit und Ursamkeit.

Die Erlebnisse in diesem wilden Erdbereich, so nah am Ende der Welt, wurden in den alten Geschichten weitergetragen. Der weite bretonische Wald wurde zum Hort allerlei Fabel- und Gespensterwesen. Dort vernahm man in der Stille der Nacht das Liebesklagen einer verstossenen Tochter, dort irrten die armen Seelen der Verdammten ruhelos durch den Wald. Le Yeun, eine der ärmsten Gegenden am Fusse des Menez-Mikel ist auch gleichzeitig die grandioseste, einsamste. Hinter den kahlen Höhen des Menez-Hom und dem waldreichen Cranou und Huelgoat dehnt sich die brotarme Heide; unbebaut und melancholisch liegt das arme Land vor uns, keine Hacke und kein Pflug setzen dort an. Durch den dünnen Wurzelboden schauen die grauen Steine, die hier und dort wild durcheinander beisammenliegen. Ginster, Heidekraut und Thymian wechseln mit rostigen Brombeerranken und vereinzelter Kiefern. Im Frühjahr liegt über der Heide die goldige Welle blühenden Stechginsters, im Sommer der zarte Duft der quellenden Blumen und das melodische Gesurre der emsigen Bienen und Hummeln. Diese Einsamkeit, jene Rivalin des benachbarten Meeres, dieses

Schweigen und diese melancholische Poesie in ergötzlicher Breite und Fülle! Arme und doch so reiche Bretagne! Im Sommer legt die brühende Sonne ihre Glut über diese Sumpflandschaft und je nach den Kaprizen des Lichtes schillert diese verlassenste Gegend im bretonischen Grün bis zum violett und blond; im Winter gleicht sie einer Arena, in der die Winde zum Turnier antreten und wie verzweifelte hungrige Löwen zu heulen beginnen. Vier oder fünf Familien nur wohnen dort in dieser Gegend, seit Jahrhunderten zog niemand zu, und untereinander leben sie wie Fremde, abgeschlossen, als wenn eine ganze Welt dazwischen läge.

Alt ist das Land, die Breiz, das gewaltige Massiv des Menez-Hom mit den sonnengebleichten Granitfelsen und den Steintrümmern auf höchster Spitze. Es gab eine Zeit, wo der Berg sich in schwindelnde Höhe emporreckte, während der grösste Teil unserer Hemisphäre noch unter den Wogen des silurischen Meeres schlummerte, eine Zeit, wo der Menez-Hom, die bretonischen Granitberge, vom Vorposten des zukünftigen Kontinents hinausschauten, als die Pyrenäen und Alpen sich türmten und die Seine und die Loire ihre Täler gruben.

Wenn wir dort auf einem der alten Steinhäufen sitzen, die vulkanische Eruption geschaffen, und mit unseren Gedanken Jahre und Jahre zurückeilen und unsere Phantasie mit dem spärlichen Wissen aus grauer Vorzeit ausholen lassen, dann spürt man etwas von der Gewalt und Grösse der Welt. Nun liegt das Hochgebirge des Menez-Hom da wie ein besiegter Titan, dem es nicht mehr einfallen will, keck und kühn sein Haupt bis in die Wolken zu erheben und der nicht mehr feurige Glut gebiert und sengende

Asche streut; der ruhig und geduckt dem Wanderer ein Plätzchen bereitet hat, das ihm ermöglicht, die tief einschneidenden Buchten von Douarnenez und Brest zu bestaunen.

Alt sind auch die Denkmäler dieses Landes, das so viele Geheimnisse in sich verschliesst und sie nur schwer dem neugierigen Frager preisgibt. Die Menhire, die Peulvans, die Dolmen und Kromlechs, wie man sie in der Sprache dieses alten keltischen Landvolkes bezeichnet, und denen wir auf unseren Streifen querfeldein begegnen, sind Zeugen einer Geisteswelt, eines Glaubens, einer Treue, die uns seltsam erscheinen mag, die aber als Hüter der Geheimnisse dieser jungsteinzeitlichen Kultur uns vieles sagen wollen. So stehen diese megalithischen Symbole, die Langsteine und Ganggräber, die drei oder vier tausend Jahre v. Chr. errichtet wurden, in langen Reihen oder vereinzelt zerstreut im Lande umher, so auf dem weiten Felde bei Carnac, wo annähernd 3000 Steine aufgerichtet beieinander stehen, von Erdeven bis Locmariaquer, von Saint-Pierre-Quiberon, einzig in ihrer Art (*).

Sie träumen ihre religiösen Träume und bleiben den Fremden meist ein unlösbares Rätsel. In ihrem Schatten sitzen die alten Frauen fleissig über ihrer Stickarbeit. Sie sind auf das engste mit dem bretonischen Leben verbunden und zwar so, dass diese toten Gebilde für die Bretonen Leben bekommen haben, wie der „Mann und die Frau“, jene beiden Menhire am Eingang des Waldes von Druault bei Kerbernes, und von denen die Erzählung geht, dass hier sich beide getroffen, um heimliche Zwiesprache zu halten;

(*) Vgl. Werner Hülle, Die Steine von Carnac, Leipzig 1942.

oder die „beiden Erzähler“ auf der Insel de Sein, die nicht müde werden einander das Neueste zuzuflüstern.

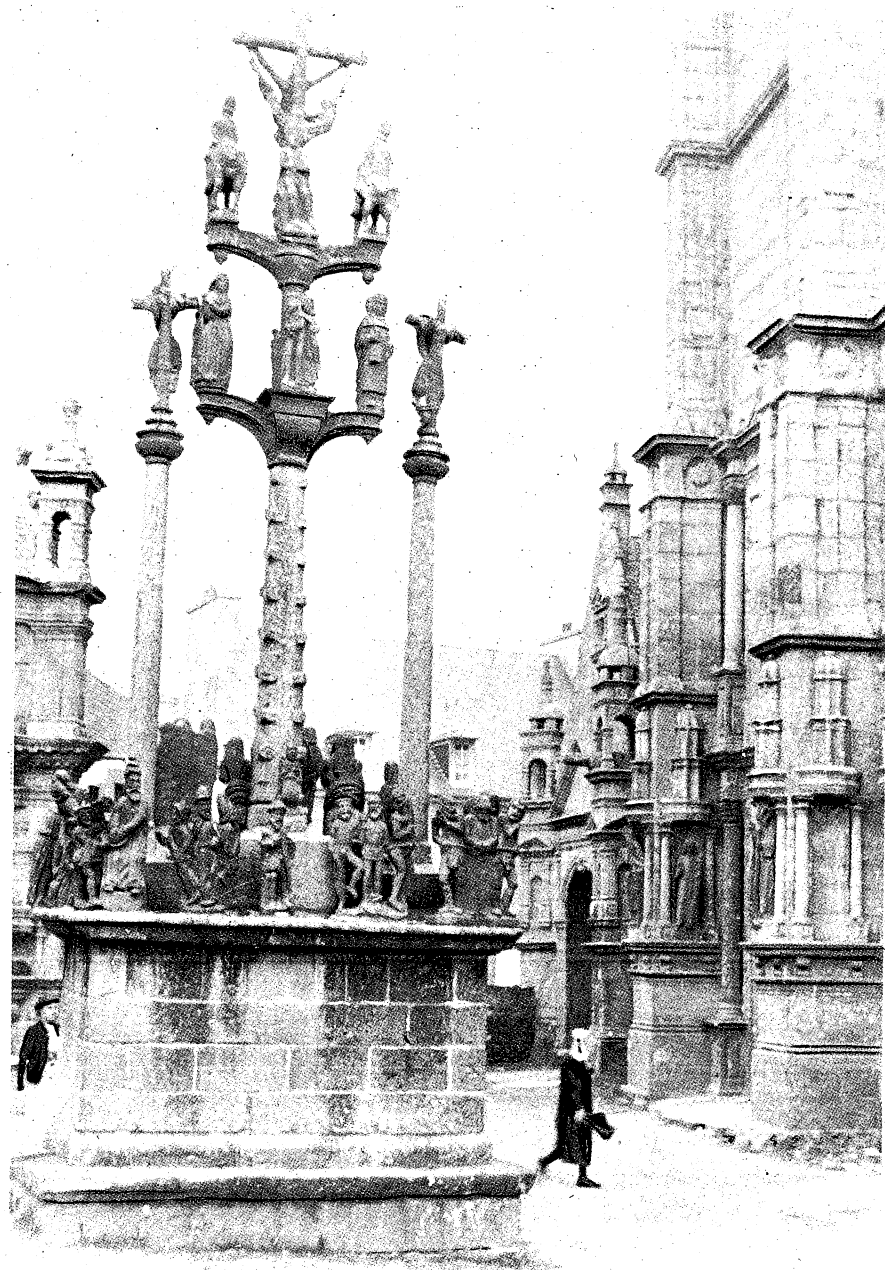
Die Sprache klingt ein wenig schwer und rauh und erinnert bisweilen an die Urgewalt des Meeres; die Diphthonge klingen voll und rund. Vor mehr als 1600 Jahre hat der grösste Teil Frankreichs aufgehört, die keltische Mundart zu pflegen, aber hier in diesem letzten Winkel ist die alte Sprache im wesentlichen geblieben, die Sprache, in der heute noch annähernd 2 Millionen Menschen beten, singen und plaudern, ihrer Freude und ihrer Trauer Ausdruck geben, wie in keltischer Urzeit.



IV

*ALTES UND NEUES
NEBENEINANDER*

Abseits von den grossen modernen Strassen Rennes-Brest-Quimper-Nantes und weit weg von einer Station der Hauptseisenbahnlinie, welche die Grossstädter von Paris her in die Bretagne bringt, liegen jene idyllischen bretonischen Fischerdörfer und Einzelgehöfte. Dort begegnet man auch dem echten Bretonen, der seiner Art und seiner Tradition treu geblieben, der das Erbe seiner Ahnen in leidenschaftlichem Stolz hütet und es vor jeder Verstädterung bewahrt, der die alten Mauern seines Hauses nicht niederreisst und dem Werben eines modernen Architekten aus der Stadt nicht nachgibt. Alles atmet hier noch den Geruch alter bodenständiger Kultur, alter überlieferter Dinge, die von Generation zu Generation als Heiligtümer gehütet werden müssen. Den Kindern in der Wiege wird



Calvaire in St. Thégonnec (1610)



Calvaire in St. Thégonnec (Teilausschnitt)

es schon gesungen. Wohl selten hat ein Volk dieses Vermächtnis so eindeutig bewahrt. Der Bretone hängt an seinem Haus, liebt sein kleines Daheim, wenn es dem Fremden auch unbequem und rückständig erscheint, dort in dem Halbdunkel seiner engen Stube fühlt er sich nach getaner Arbeit wohl. Gern vertauscht er das weite Meer und seine tausendfach lauenden Gefahren mit der Stille und Wärme seines Hauses, umgeben von seiner Frau und seinen Kindern, das schaukelnde Fischerboot mit dem ruhigen Platz am Kamin, dem breiten einladenden Lehnstuhl, der schon seit Generationen den Herrn des Hauses aufnahm, wenn der beginnende Abend ihn zu den Seinen rief. Dort findet der Bauer nach der Heimkehr vom Felde das stille beschauliche Glück der Familie. Ich hatte des öfteren Gelegenheit, solche kleine abseitsliegenden Bauernhäuser und Fischerwohnungen zu besuchen und mich einladen zu lassen. Gerne denke ich an die Plauderstunden mit einem echten urwüchsigen bretonischen Bauern zurück, der mich zu sich eingeladen hatte und mir das ganze Geheimnis einer solchen weltabgelegenen Behausung erschloss. Es war der Besitzer des kleinen Bauernhofes, der sich an die alte, einst viel besuchte Kirche St. Côme, nahe bei dem Ort Pentrez-St.-Nic, anschmiegt; ich war gerade dabei dieses alte Kirchlein auf der Leinwand festzuhalten, als sich der Bauer zu mir gesellte und eine Plauderei begann. Kernig, echt und bieder war dieser Mann, der einem Van Gogh hätte Modell stehen können, so ähnlich sah er aus mit dem gelben breiten Strohhut und seinem blauen Kittel. Die Sonne brannte heiss, und bald lud mich der gastfreundliche Bauer zu einem Glas Cidre zu sich in die grosse Stube ein. Nahe am Kamin nahmen wir Platz, die breiten Eisenpfannen waren noch warm und dampften von dem Fett der zubereiteten Crêpes. An jenem Nachmittag, es waren einige Tage vor

Ausbruch des Krieges, verstand ich mehr als in früheren Jahren, dass dort in jenen abgelegenen Häusern ein Volkstum gehütet wird, das ein eigenartiges Gepräge trägt, und dass Bauern und Fischer ihrem keltischen Urcharakter treu geblieben sind und dass dieses Alte schlicht und geradlinig ist; alles, ihr Leben, ihre Bauweise, ihre Trachten, ihre Bräuche, haben ihre Wurzeln tief in der Vergangenheit ruhen. Diese wohnliche, alte rauchgeschwärzte Stube glich noch in allem den Zeichnungen eines Emile Perrin, der in einer wertvollen Serie Gewohnheiten und Bräuche der Bretonen um 1800 festgehalten hat.

Aber seit einigen Jahrzehnten hat sich sogar in den verschwiegensten Teilen der bretonischen Küste das Bild geändert. Nahe am Strand oder auf den Hängen stehen moderne Villen, die in ihrer Architektur, in ihrer Farbe und Prunkhaftigkeit einen schreienden Gegensatz zu den schlichten alten Häusern bilden, Hotels mit weithin leuchtender Inschrift locken die überzivilisierten Grossstädter heran, die sich hier auf ihre Weise austoben, und gleichzeitig ein Stück fremder Stadtkultur in dieses Land hineintragen. Städtische Reklame bringt in das ländliche Kolorit einen eigensinnigen Akzent, reisst die malerisch grauen Fronten der Häuser auf durch freche schreiende Farben, preist in riesigen Lettern ein fremdartiges Produkt an. Durch die breiten Strassen, die Eisenbahn, die neuen Verkehrsmittel sind die Einsamkeit und der Reiz zerstört; unter die hiesige Bevölkerung mischt sich im Sommer eine fremdartige, und man wurde den Eindruck nicht los, dass die Bretonen diese Gäste als eine Plage betrachteten. Auch die grossen alten Provinzstädte haben ihr Gesicht geändert, so St. Brieuc, Rennes, Quimper, Morlaix u.s.f. Nur wenige Spuren blühender Vergangenheit sind in den alten Hafen-

plätzen wie Nantes, Lorient, Vannes und Brest uns erhalten, Spuren, die uns an jene grossartige Aktion deutscher Hanseaten erinnern, die aber jetzt nur noch in den Stadtarchiven begraben liegen und ein Stück grossdeutsche Geschichte erzählen wollen. Nantes entwickelte sich z.B. im 15. Jahrhundert zu einem bedeutenden Handelsstützpunkt der deutschen Hanse, so dass man es für nötig hielt, dort eigene deutsche Herbergen und Hotels einzurichten. Konnte doch in Danzig ein Bürger von Nantes sich 1464 auf den starken Verkehr der Danziger mit seiner Heimatstadt berufen. Durch die Freibriefe des Duc de Bretagne vom Jahre 1474 und durch eine Ordonnanz vom 15. August des gleichen Jahres gewährte König Ludwig XI. von Frankreich den Hanseaten absolute Handelsfreiheit in seinem Land. Der Herzog Johann V. liess in einem Sonderschreiben vom 8. Januar 1433 folgendes erklären: „Jehan. . . desiranz attirer touz bons marchands à venir fréquenter marchandement en nos pays spécialement ceux des villes et pays de la Hanse d'Allemagne. . . consideranz les grands proufitez que nous et tout le bien public de nostre pays pouvons avoir par le fréquenter des ditz Allemands. . . donnons et octroyons par ces présentes sauvegardes à tous...“ „Johann..., den Wunsch habend, alle guten Kaufleute herbeizuführen, in unserm Reich besonders die Städte und Länder der deutschen Hansa zu besuchen und Handel zu treiben, und in Erwähnung des grossen Nutzens, den wir und das öffentliche Wohl unseres Landes durch den Besuch der benannten Deutschen daraus ziehen, geben und verordnen wir durch diese vorliegenden Geleitbriefe allen...“ Diese besondere Seite der Beziehungen Deutschlands mit der Bretagne muss einer späteren, besonderen Arbeit vorbehalten bleiben, erfüllt uns aber mit Stolz und Hoffnung, dass es ebenso bald wieder gelinge.

In den oben erwähnten Städten gibt es sicherlich noch herrliche alte Ecken, die uns erahnen lassen, wie diese Plätze vor einigen Jahrhunderten ausgesehen haben; die alten Häusern an dem Steir in Quimper, die sich weit über den eingeeengten Fluss stülpen mit ihren schiefersitzenden Dachhelmen aus Schiefer, ihren lustigen kleinen Fenstern und ihren Verbindungsstegen von einem Haus zum gegenüberliegenden; oder die breite Geschäftsstrasse, die rue Kéreon mit dem Ausblick auf die Kathedrale des hl. Corentin, wo sich in mehreren Etagen die Patrizierhäuser aneinanderreihen. In Quimperlé stehen schmucke malerische Häuser, an deren bröckligen Aussenwänden die schwächlichen Weinreben hochklettern. In Pontivy, in der rue du Fil, steht ein ganz seltsames Häuschen, das einem Althändler als Laden für allerlei Trödel dient; das schiefe krebskranke Gebäude vor dem alte Truhen, Wandbetten, Zinn- und Kupfergerät stehen, lebt nur noch für eine kurze Zeit; das holperige Pflaster, der Rinnsal und die Laternen an der Ecke heben den Reiz des Bildes. In Vannes sind es vor allem die alten Waschstätten, die uns anlocken. Auch in den Dörfern macht sich langsam eine neue Wohnkultur breit, die alten Hohlwege verschwinden, Strassen schneiden herzlos und rauh mitten durch die Fluren. Städter haben für billiges Geld einen Bauplatz erworben, und bald steht ein Häuschen, das stolz einen poetischen Namen trägt oder ganz bretonisch einen Titel mit Ker als Firmenschild gewählt hat. Das ist auch alles, was an die Bretagne erinnert. Ist die Sommersaison vorbei, dann schliessen sich die blauen oder grünen Fensterläden, und das Leben erwacht erst wieder, wenn die Sommersonne ihre Strahlen bis an die Seine schickt und wenn die Schulbuben und Mädels ihre Bücher versteckt, den kommenden Ferien entgegenharren und sich rüsten für einen neuen Zug in die Bretagne.



Kirche in Perros-Guirec (Côtes-du-Nord)

Aber bei Le Faou, Locronan und anderswo gibt es noch wirkliche bretonische Häuser und Dörfer, die aus ihrem Traum noch nicht erwacht sind. Das einzelne Haus, das Bauernhaus steht fest in der Erde; niedrig und prunklos duckt es sich hinter Dünen oder einem Felsenriff. Gegen Wind und Regen ist es geschützt; dichter moosiger Strohbelaag legt sich auf die beiden Seiten oder schwarzer und fleckiger Schiefer liegt wie eine schützende Haube über der kleinen Behausung. Über den Dachfirst läuft ein weisses Band bis zu den beiden Eckschornsteinen mit dem hellroten Ziegelrohr. Es ist allzu natürlich, dass das breto-

nische Haus in Morbihan, in Finistère und im Gebiet um St. Pol-de-Léon im Einzelnen variiert, in hellem Anstrich, dort fahl und grau. Die kleinen Fischerwohnungen auf den Inseln sind arm und traurig. An der Küste liegen die Häuser so, dass im Winter der eisige Sturm die Breitseite nicht erreichen kann, daher liegt die Fassade immer nach Süden gerichtet, und allgemein gibt es keine Tür oder Fensteröffnung nach Westen oder Norden. Die Mauern sind aus dem Stein des Landes, aus schwerem harten Granit, der in allen Farbschattierungen von dunkelgrau und blau bis zum hellgelb, sogar rosa vorhanden ist. Die Ecken sind immer aus zugehauenen Steinblöcken gebildet. Unregelmässig ist das Steinmass. Meistens liegt an der Hauptseite eine niedrige zu ebener Erde liegende Tür, die von massiven Steinen umrahmt wird, daneben das einzige Fenster. Im Innern des Landes liegen die Häuser meistens in einer Talmulde, an einem kleinen Bach oder an einem alten Brunnen, von hohen dichten Bäumen umschützt, wie es uns Gauguin in seinem Bild „die Schweinehüterin“ eindrucksvoll zeigt. Vor dem Haus liegen die grossen Stapel Reisigbündel und Baumstämme, die für den Kamin bestimmt sind; der alte dreckige Karren steht müde an der Ecke, kleine runde Schweine kommen grunzend aus dem Morast herauf und freuen sich der sonnigen Freiheit. Die bretonischen Gehöfte zeigen, wie sich der Bauer gegen die Unbilden der Witterung zu sichern weiss. Die fensterlosen Wände grenzen das Ganze ab, hohe Mauern verbinden die freistehenden Gebäude; geschlossen wie eine Feste liegt das Gut inmitten der Felder, Wiesen und Hecken. Es ist auch nicht selten, dass vor diesen kleinen armseligen Hütten ein schmucker Blumengarten liegt, oder dass vom kleinen Fenster herab einige Blumen leuchten, die dem etwas grauen Gemälde eine stark impressionistische Note geben.

Das Innere eines solchen Hauses ist denkbar einfach. Durch die niedere Tür kommt man gebückt in den einzigen Wohnraum, schwere rohbearbeitete Holzträger liegen längs und quer unter der Decke. Breite Bretter, durch deren Schlitz und Astlöcher man bisweilen bis unters Dach schauen kann, teilen den untern Raum von oben ab. Mittelpunkt und Sammelpunkt ist der weite verrauchte Kamin, vor dem schwere Steinplatten liegen und in dessen Innern das Feuer geschürt wird zu den Mahlzeiten und bei Win-



Bretonische Fischerwohnung (Finistère)

tertag auch wohl den ganzen Tag hindurch. Auf dem vorstehenden Gesims stehen entweder die Gewürztöpfe, Kaffee-
kannen oder auch die Andenken der Familie, die Bilder der Söhne im Soldatenrock, ein Heiligenbild oder sonst ein altes Familienstück. In der Ecke des Kamins steht der Lehnstuhl für den Öhm, den Grossvater oder die Grossmutter. Über dem Kamin hängt das blankgeputzte Kupfer- und Zinn-
geschirr, die holzgeschnitzten grossen und kleinen Löffel. An den Wänden stehen die breiten Bänke mit den geschnitzten Rückenlehnen und die Schrankbetten mit den reich-
verzierten Mustern. Dazwischen pendelt schwer und bedächtig im hohen Holzgehäuse die Hausuhr. Die grosse
runde Messingscheibe glitzert matt bei jedem Hin und Her. Zur Seite steht der schwere Tisch mit dem Tonkrug und
den henkellosen Tassen. Wer hier am Sonntag oder Abend sitzen darf, gehört zur Familie. Selten ist der Boden mit
Brettern belegt, und das kleine Kind stolpert noch gern über den gestampften Boden. Die Farbe spielt im Innern
des Hauses keine Rolle, eine Bemalung der Schnitzereien gibt es in der Bretagne nicht, das Ornament wirkt dadurch,
dass es materialgerecht ist. Nur die bunten Teller, Kannen und Krüge geben dem dunklen Innenraum einige farbige
Spritzer. An den Schränken, Truhen und Schrankbetten findet man öfter religiöse Motive eingearbeitet, die Worte
Jesus Maria oder frühchristliche Symbole und Abkürzungen kehren wieder, auch das Memento mori fehlt nicht. Die
gewöhnlichen Ornamente verraten die bretonische Vorliebe für geometrische, prähistorische Zeichnungen, so kommen
Kreis- und Spiralenornamente neben dem bekannten Kerbschnittmuster häufig vor. Aus spindelförmigen Stäb-
chen sind Galerien und Rosetten zusammengesetzt. Fül-
lungen und Randleisten sind oft völlig mit Schnitzereien bedeckt. Gewisse Möbelmuster scheinen auch durch die

Fischer von ihren Fahrten aus entlegenen Ländern herübergeschafft worden zu sein. Die bretonische Wohnkunst ist eine bescheidene, anonyme und selbständige; selbst die kleinste Hütte zeigt einen Reflex dieser artgetreuen, volkstümlichen Kunst in einem niedrigen Bahut, an der sauber ausgeführten Vorderseite eines Lit-clos oder auch einfach und schlicht im geschnitzten Holzlöffel.

Jedem Besucher der westlichen Bretagne fällt die Vielfalt der Trachten auf, sowohl der Männer wie der Frauen, wenn auch erstere bei weitem nicht so verschieden und so reichhaltig sind wie die der Frauen und Mädchen. Jedes Kirchspiel hat seine eigene Tracht, und keine Frau geht zum Markt oder in einen andern Ort ohne die „coiffe“. Die kleinen zierlichen, hellweiss gestärkten Hauben geben in Verbindung mit der dunklen Bekleidung dem Dorfbild etwas Feierliches, Akkurates. Wie weisse Tupper heben sich diese ab, und die markanten, scharfgeschnittenen Gesichtszüge der alten Bretoninnen heben sich unter der weissen Kopfbedeckung mit den seitlich glattanliegenden, schmalen Bändern wie Bilder alter Meister ab. In den Gesichtern dieser Bretoninnen liegt etwas Persönliches, Entschlossenes und Frommes zugleich. Die Trachten der Männer, wie man sie nur noch sonntags auf dem Wege zur Kirche oder bei festlichen Anlässen antrifft, sind immer schwarz, einfach und schlicht; der breitrandige Hut mit dem glänzenden Samtband, das über den Nacken bis in den Rücken hinunterfällt, überschattet das ganze Gesicht. Die Weste ist samtverbrämt, mit Silberknöpfen oder Schnallen verziert. Am Alltag tragen die Fischer der Hafenplätze von Douarnenez oder Camaret ihre hellroten oder blauen weiten Kittel und Hosen, die wegen der neuaufgesetzten Flicker recht bunt aussehen, schwere

Holzschuhe und schwarze Barette. Die Frau trägt vom Tage ihrer Hochzeit an schwarze Kleidung und nur das junge Mädchen, die Jungfrau, darf bunte Schürzen, helle Kleider tragen. Eine gewisse Strenge liegt in der Art, wie die Bretoninnen sich kleiden. Wer einmal in einer kleinen Dorfkirche inmitten betender Frauen gekniet hat, wer sie in stiller Prozession beim „Pardon“ in Sainte-Anne d'Auray oder Sainte-Anne de la Palude, in Saint-Paul-de-Léon oder in Notre-Dame de la Clarté oder auf dem Friedhof beobachtet hat, weiss, dass diese Tracht recht gut zu dem Charakter der Menschen und der Landschaft passt, und bewundert das ruhige Ebenmass vom äussern und innern Menschen. Je näher die Menschen der Küste sind, je rauher die Gegend und einsamer das Leben, desto zurückhaltender ist die Bretonin mit ihrem einzigen Schmuck, der Coiffe, die manchmal nur noch aus einer kleinen dreieckigen Pyramide besteht, die oben auf dem glattgescheitelten Haare durch zwei schmale gestickte Leinenbänder gehalten wird und nach hinten ebenfalls zwei steifgestärkte Bändchen herabfallen lässt. Auf der Ile de Sein, an der Pointe du Raz tragen die Bretoninnen in fast klösterlicher Strenge Stoffhauben, unter der der weisse, schmale Halskragen hervorleuchtet; und auf dem Kirchweg schlagen sie sich fest darin ein, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Nur das ledrige stark gefurchte Gesicht schaut hinter dem schwarzen Rahmen durch. In den Teilen, in denen die Sonne mehr Platz hat und das Leben nicht so viel Harm und Bekümmernis bringt, ist auch die Tracht eine andere, eine leichtere und aufatmendere. Man sieht in der Gegend von Fouesnant, die kokette, mehrfach umschlungene Spitzenhaube mit den breiten herabfallenden Bändern und den nach oben sich hebenden Schulterkragen, in Pont-Aven die reichlich mit



Sonntagmorgen in St. Nic

Blumenmustern durchwirkte Coiffe mit den aufgestülpten Schmetterlingsflügeln, in Concarneau tragen die Frauen dazu einen weitabstehenden weissen Riesenkragen, in Quimper die turmartige Coiffe bigouden. An Festtagen der Gemeinde oder der Einzelfamilie bringt die bretonische Frau das schönste Stück ihres selbstgefertigten, blendend-weiss gestärkten Kopfschmuckes hervor, und dann verlieren sich für einige Stunden die ernsten Züge auf ihrem Gesicht, das freudige Ereignis, das Wiedersehen, die Gemeinschaft lassen sie das harte Los des Alltags wieder vergessen.



Am Wegkreuz

Die bretonische Tracht ist immer feierlich und zwingt zu Sauberkeit und Pflege; mag es die strenge zurückhaltende von Finistère sein oder die schmucke kleidsame der Töchter von Pont-Aven und Auray oder Plougastel, sie sind immer ernst und würdig. Die meisten Trachten haben ihre Formen dem französischen Mittelalter oder der Renaissance entliehen. Die Kopfhäuben finden ihre verwandten Formen im 15. u. 16. Jahrhundert. So kann man heute noch drei Hauptgruppen unterscheiden: die des Nordens, der Landschaft Cornouaille und der Gegend um Vannes. Die erstere verliert sich immer mehr und war nie besonders hervorstechend; die zweite dagegen ist noch heute die schönste und zeigt je nach den einzelnen Orten höchste Variation: Quimper, Quimperlé, Plougastel-Daoulas. Die goldbrodierten Kleider verlieren sich auch dort, nur in den bunten Schürzen ist die farbenfreudige Art erhalten. In der Gegend bei Plougastel-Daoulas begegnen wir auch noch farbigem Stoff, wie violett, blau, grün und bunten Hals- und Kopftüchern und den zierlichen, farbenfrohen Mützen der kleinen Mädchen.

Aus vergilbten Blättern bretonischer Geschichte



I

*IM DUNKEL DER
VORZEIT-EINWANDERUNG
DER KELTEN*

Die Eigenart der Bretagne liegt nicht nur in ihren landschaftlichen Seltenheiten und Reizen, in ihrer Wildheit und ihrem Gebundensein an Fels und Boden, in ihrer rauhen, ausdrucksvollen Sprache, in ihren Gewohnheiten, Legenden und Fabeln, sie leuchtet uns, wie kaum in einem andern Teil Frankreichs, in wechselreichen Bildern des Auf und Ab ihrer Geschichte entgegen. Die Geschichte von Armorika ist, weil sie so eigenartig dunkel und heroisch ist, auch eine der schwierigsten und seltsamsten. In graue Urnacht sind ihre Anfänge getaucht, im glänzendsten Schein erheben sich ihre Helden im Kampf um ihre Freiheit und Unabhängigkeit, in träumerischer Versunkenheit und stiller Resignation stimmt der alte Barde seine Harfe und singt mit bald wehmütiger, bald durchdringender Stimme

von den grossen Zeiten seiner Heimat. Dieses Land der Druiden lüftet uns nur wenig seine alten meerfeuchten, dunstigen Schleier, und doch bleibt es wahr, was Le Brigant einmal niederschrieb: „Celtica negata, negatur orbis“! „Wer Keltenland verleugnet, leugnet die ganze Welt“. Je mehr man gen Westen vordringt, je weiter man sich von der französischen Nationalgeschichte entfernt, umso spärlicher werden die Spuren der grossen Geschichte dieses Landes am Meere. Die Schritte verlieren sich und verhallen zwischen den grossen dunklen Wäldern und den ruhelosen Felsenriffen der zernagten Küste, die Gedanken gehen weit hinaus in graue Vorzeit, an den altersgrauen Menhiren und Dolmen, den römischen Kastellen und Heiligtümern vorbei, verweilen ein Weilchen bei den einsamen Klausen der keltischen Mönche, die uns von Helden und Heiligen so ergreifend erzählen, stehen staunend in Ehrfurcht vor den Calvaires, den nirgendwo sonst wiederkehrenden Heiligtümern der bretonischen Seele, bewundern die Ruinen aus grosser feudaler Zeit. Neben ungeheuren Wäldern, fruchtbaren Landen, Heidekraut und reissenden Giessbächen, das rauschende Meer, die singenden Barden, die träumenden Philosophen, erleuchtete Denker, Vorläufer des Glaubens und des Zweifels, die bei La Mennais als ihrem direkten Erben Halt machen. All dem möchten wir einige Geheimnisse entlocken; wir möchten wissen, was diese unendlichen Megalithreihen und scharf geschnittenen Silex, diese Totengruften uns zu erzählen haben. Keine Höhlen, keine Mammut- oder Renntierreste, keine Spuren von Chelléen-Moustérien-Solutréen oder Magdalénien-Menschen finden wir auf diesem alten Boden; vielleicht umgab noch Eis und Einsamkeit die Küste, und kein Menschenwesen fand sich dort, als in den spanischen Pyrenäen und im französischen Massif Central die Urbe-

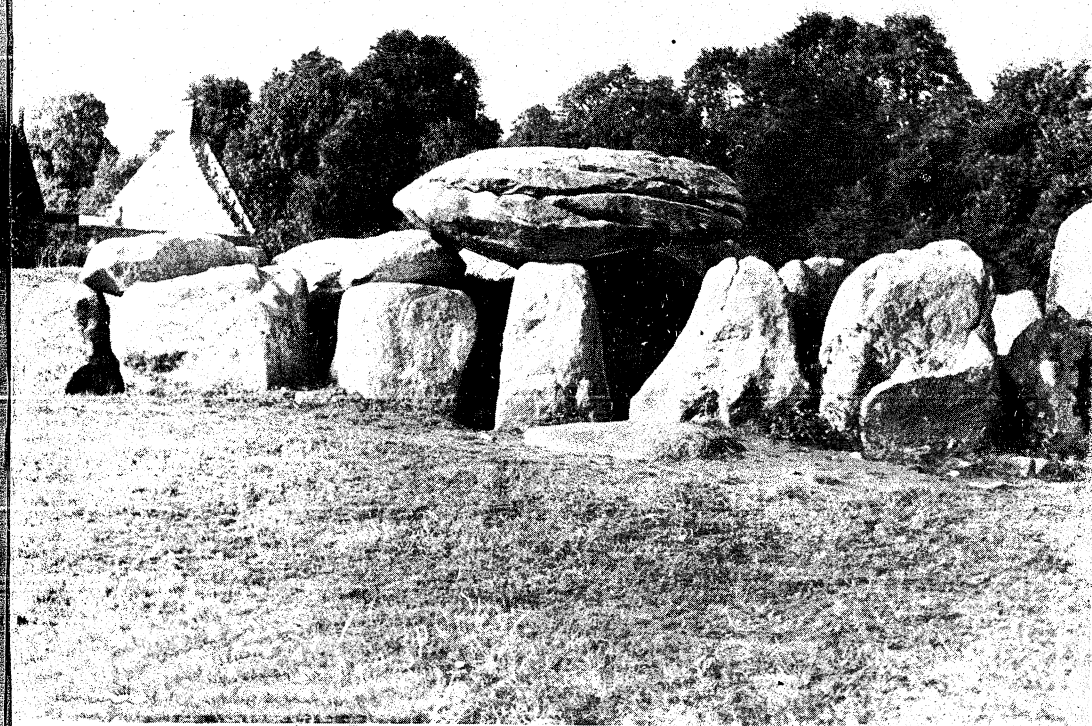


Menhirfeld von Kermario (alignements) bei Carnac

wohner in die Kalkhöhlen ihre ersten Zeichnungen machten. Erst im neolithischen Zeitalter findet man mit Sicherheit auf der bretonischen Halbinsel den Menschen. Im südlichsten Teil der Baie von Audierne, in der Anse de la Torche, der geschützten Zone von Penmarch ist die Niederlassung der ersten und ältesten Bewohner der Halbinsel zu suchen, an der Stelle, wo das Meer sich in weite Fernen dehnt, wo aber kleine vorgelagerte Inselgruppen die ersten schüchternen Ausfahrten erschwerten, wo der gigantische Kampf zwischen Meer und Land stattgefunden hat und davon stummes Zeugnis gibt. Hier in den geschützten Fjorden von Penmarch steht die

Wiege der bretonischen Kultur, hart und nah an der schartigen wellenbrechenden Küste, auf der Halbinsel de la Torche, die mit einem ganzen Kranz von Legenden und Sagen der Gestrandeten und irrenden Seelen umwoben ist. Es ist daher auch leicht erklärlich, dass gerade an dieser Stelle der Bretagne immer wieder Versuche gemacht wurden, Spuren aus der ersten Zeit menschlicher Kultur aufzudecken. Und die aufgefundenen Stücke bestätigen, dass hier die älteste Siedlungsstätte von Armorika gelegen war: Werkzeuge der jüngsten Steinzeit, Wohnungsreste, Brandstätten, Silex in kleiner Form, Knochenspitzen und schlecht gebrannte Tontöpfe u.s.f. fanden die eifrigen Geologen und stellten an Hand der Funde fest, dass zu allererst ein Nomadenvolk hier hauste, das vorübergehend sich vom Fischfang und der Jagd ernährte. Dort fand man auch das älteste menschliche Skelett von Finistère. An mehreren Stellen der Halbinsel fand man Überreste von Werkstätten, in denen einst die Silex geschliffen wurden, so in Plogoff, auf der Ile de Sein, Kermorvan, Plougastel; in Penmarch, Porz, Carn und Porz Tibor fand man sogar Reste von Festungswällen und Spuren von Wohnungen aus der Steinzeit. Die Menschen der Neolithkulturen waren in diesem Teil der Bretagne besonders vor der Monumentalperiode sehr dünn gesät; sie lebten von Fischfang an den Küsten und Flüssen, die reiche Beute lieferten; die Lebensweise der Bewohner war die der Hirtenvölker. Erst sehr spät errichteten sie am Rande des Meeres Festungsanlagen, nicht etwa, um sich gegen Nachbarstämme zu schützen, sondern viel mehr gegen die Feinde, die vom Meere her versuchten einzudringen, die mutigen bewaffneten Seefahrer Iberiens, der alten Bewohner des Mittelmeerbeckens, die Seefahrer von Utika, der afrikanischen Stadt am Busen von Karthago und vom spanischen Gades

(Cadiz) her. Nach und nach entfalteten auch die Amerikaner ihre Kriegs- und Handelskunst; die Bekanntschaft mit den fremden Eindringlingen, das Vertrautwerden mit ihren Methoden, weckte auch in ihnen den Zug ins Weite; und bald spielten auch sie die gleiche Rolle wie die von Cadiz, der grossen Häfen an der Meerenge, wie die von Kreta bis an den äussersten Zipfel des Mittelländischen Meeres. Eine ununterbrochene Kette von Handelsbeziehungen tat sich auf, Schiffe segelten hin und her von Minos, Cadiz in die stillen fischreichen Buchten von Morbihan.



Dolmen bei Kermario

Die schnellen Schiffe mit dem breiten Ruderschlag des Ägäischen Meeres trafen sich mit den schweren eichenen amorikanischen Seglern, an denen straff gespannt die dunklen Wildfelle hingen. Morbihan öffnete den fremden Fahrern und Kaufleuten die Kupfer- und Zinngruben, die einzigen, die von den Mittelmeerbewohnern ausgebeutet wurden. Die Bronzekultur erlebte hier eine herrliche Blüte; weniger fabrizierten die fliegenden Schmiede, die sich ganz in der Nähe der Küste niederliessen, grosse Waffen wie Lanzen und Schwerter als vielmehr Dolche und Beile. Die Eisenzeit dagegen entfaltete sich weniger, einige Schmiedereste, Medaillen, Lagerplätze und schön gemusterte Tongefässe, das sind die Spuren aus dieser Zeit. Immer mehr hob sich der Reichtum des Landes, immer stärker der Drang nach Entfaltung und Macht, militärisch und politisch erfolgte die Einigung, und die „Polizei dieses Meeres“ konnte bald nicht nur das angrenzende Meer, sondern auch das Land bis zur Seine ihr eigen nennen. Gewaltig hob sich der Reichtum im Bronzezeitalter; das stolze Volk der Veneter, das die Griechen kannten, und dem sie als den Bewohnern von Morbihan diesen Namen beileigten, entwickelte eine hohe Kultur. Zwischen 700 und 500 v. Chr. kamen die Kelten zum ersten Male in den Norden Galliens und besetzten auch das westliche Küstengebiet. Schon zur Zeit Alexanders blühte und existierte dieses Seereich von Morbihan, das Pytheas beistand und den Marseillern half, die britischen Inseln und die nördlichen Länder zu entdecken. Es war auch die Zeit Himilkons des Karthagers, und vielleicht waren es die Bewohner der alten Bretagne, die verhinderten, dass die Punier die nördlichen Meere erreichten. Aber noch weiter müsste man zurücksteigen, 3000 Jahre weiter hinab, in graue Vorzeit, die zu uns spricht aus den Steinen und Zeichen,

um die Wiege der Urbevölkerung der Bretagne zu entdecken. Und die, welche Cäsar besiegte, waren die stolzen Erben der Beherrscher dieses Landes, die Erbauer der Menhire und Dolmen. Mit der grossen Einwanderung der Kelten um das Jahr 500 v. Chr. begann der westliche Teil Galliens einer neuen Blüte entgegenzugehen; dieser kriegerische indogermanische Volksstamm konnte sich aber nur in der Bretagne, in Wales, Schottland und Irland einige Zeit behaupten, am längsten in Irland. In andern Ländern wurden sie durch die Karthager, Germanen und Römer völlig vernichtet. In der Bretagne fanden die Kelten für Jahrhunderte Unterkunft, und gaben diesem Lande durch ihre Sprache, ihr starkes Stammesbewusstsein, durch ihren Drang zum Religiösen und Mythologischen das Gesicht; und so tief schnitten sich diese Züge in das bretonische Leben ein, dass man heute noch in der wahren und echten Bretagne den Pulsschlag der keltischen Seele vernimmt. Mit den Urbewohnern von Armorika vermischten sich die nach Norden drängenden Kelten und kamen hier am Rande der Welt zur Ruhe und völkischer Entfaltung. In fünf grössere Gaue teilten sie das Land nördlich der Loire auf, die entweder von Königen oder Grafen verwaltet wurden und zur Zeit Cäsars folgende Namen trugen: die *Redonen* im Gebiet um Rennes mit der früheren Bezeichnung Condevincum, die *Kuriosoliten* um Corseul, St. Brieuc (Côtes-du-Nord), die *Osismier* mit der Hauptstadt Vorgium, das schon von Himilkon, dem Karthager erwähnt wird und nicht keltischen Ursprungs ist und dem heutigen Carhaix (Finistère) entspricht, die *Veneter* um Dariorit, das dem heutigen Vannes oder Lokmariaker entspricht; die *Namneten* an den Ufern der unteren Loire um Condate, dem heutigen Nantes. Und diese fünf Staaten bildeten mit einigen Siedlungen der Normandie und des Maine das

Reich der Amorikaner der Bewohner am Rande des Meeres. Condevincum und Portus Namnetum, Darioritum, Vorganicum, Fanum Martis, Condate (Nantes, Vannes, Carhaix, Corseul und Rennes) waren die bedeutensten Orte und die bekanntesten Zentren der gallo-römischen „Civitates“ im äussersten Armorik. Breite schnurgerade Strassen verbanden die Orte untereinander, liefen der Küste längs, stiegen die Anhöhen empor, durchschnitten die dichten Wälder und trugen römische Kultur ins Land. Grosse weite Wälder dienten den einzelnen Stämmen als Grenze und Schutz, kleine Schutzfesten auf den Bergen und Hügeln nahmen neben den Menschen auch das Vieh auf; ein solches Schutzlager fand man noch völlig erhalten mit seinen doppelten Wällen in der Nähe bei Huelgoat. Von den genannten fünf Stämmen waren die Veneter die bedeutendsten und bekanntesten wegen ihrer Küstenschiffahrt, ihrem Handel mit griechischen und afrikanischen Kaufleuten.

Zum ersten Male begegnet uns das Wort „keltisch“ in einer Art allgemeinen Geographie des griechischen Geschichtlers Hekateos von Milet, Ende des 6. Jahr. vor Chr. Herodot erwähnt die Kelten an den Küsten des Ozeans 445 und 443. „Den Grund keltischen Wesens bildet eine ernste und konservative, aufs Religiöse gerichtete Haltung, die genügsam, zufrieden und vorsichtig ist, nicht zum Fortschritt drängt. Mit ihr verbindet sich leichte Erregbarkeit, Heftigkeit bis zur Derbheit und eine überraschende Lebendigkeit und Beweglichkeit, die aber oft, trotz der Stärke des Erlebnisses, nicht zur Aufrüttelung des innersten Grundes ausreicht. Zu all dem entwickelte die Natur den Hang des Kelten zur Schwermut, zum träumerischen Versenken, zum Verzerren und Übersteigen der Wirklichkeit. Aus

einer solchen Grundstimmung entstanden die melancholischen Volkslieder mit ihrer Freude am Klangvollen, am langgezogenen Kehrreim, ihre phantasiegefüllten Märchen von Feen und Kobolden, ihre ins Groteske gesteigerten Schlaraffaden, Lügenmärchen u.s.w.“ (Herder). Der Glaube war den Kelten so etwas Heiliges und Mysteriöses, dass niemand es wagte, die religiösen Wahrheiten und Erkenntnisse in Schrift oder Zeichen auszudrücken, und daher fehlen uns die für die Religionsgeschichte der Kelten so wichtigen Selbstzeugnisse und zeitgeschichtlichen Dokumente aus ihrer eigenen Hand. Cäsar hat uns wertvolle Einzelheiten über das Volk der Kelten in Gallien aufgezeichnet, so dass seine Leser sich ein, wenn auch nicht in allen Teilen objektives Bild von den Zuständen der damaligen Zeit in Amorik machen können. Er legte den keltischen Gottheiten römische Namen bei und klassierte sie nach eigenen Gesichtspunkten; dem Merkur entsprach Teutatès, der die Strassen, die Kaufleute und den Handel schützte, der Stammgott Apollo war Belenos gleich, der die erwärmende und wohltuende Kraft der Sonne verkörpern sollte, der Lebenserwecker, der Heilung bringt, der Gott des Schönen, des harmonischen Ganzen; dem Mars entsprach Esus, der als Kriegsgott über den keltischen Waffenträgern thronte, im Kampf sie begleitete und zu heldenmütigem Eifer anfeuerte; Taranis ist der gallische Jupiter, der Beherrscher der urgewaltigen Elemente, besonders des Donners, daher auch sein Name Taran, der im bretonischen Donner bedeutet; er offenbart seine furchtbare Macht im sich entladenden Gewitter, in den dunkelgrau sich zusammenziehenden Wolkenhaufen. Welche Göttin aus dem gallischen Pantheon Minerva entsprach, weiss man nicht, vielleicht war es Allisama, vielleicht Sulis oder eine andere. Einen wichtigen Platz im Leben der Kelten nahmen die

Druiden ein, die Priester, Richter und Seher zugleich waren; sie waren die Interpreten der Götter und standen in hohem Ansehen; ihre Macht war gewaltig. Sie verhandelten über Frieden zwischen rivalisierenden Stämmen. Die Druiden werden zum erstenmale bei Cäsar erwähnt, wenn er schreibt: „Von den beiden herrschenden Klassen sind zunächst die Druiden, dann die Ritter zu nennen. Die ersten befassen sich mit göttlichen Dingen, leiten die öffentlichen und privaten Opfer, erklären die Geheimnisse der Religion. Die Jugend kommt in grossen Scharen zu ihnen und lässt sich belehren; und diese jungen Leute haben ihnen gegenüber die grösste Hochachtung“. Diese „Männer der Eichen“ (deru-keltisch=Eiche), oder „Gottessprecher“ (Derouyden-de=Gott und rhoud=sprechend) waren die Weisen des Volkes, die Meister des Gesetzes, das lebendige, ungeschriebene Gesetz. Wer sich gegen dieses versties, hatte keinen Anspruch auf Teilnahme an der Gemeinschaft, war von ihr für immer verstossen. Sie sprachen mit Gott und waren das Organ seines Willens, lebten in Gemeinschaften nach Art der Pythagoräer. Neben den Druiden gab es die Barden, die in Hymnen und Liedern die Grosstaten des Landes und der Helden festhielten und übermittelten und auf ihrer Lyra, der sogenannten Crotta die Musik dazu gaben. Die Druidessen sind fälschlich von den Römern als Priesterinnen bezeichnet worden; es waren die weisen Frauen mit Zaubergewalt, von ihnen ging Schrecken und Unheil aus. Hoch auf einsamen Felsen, am reissenden Meere oder im Schatten der riesigen Eichen standen sie, Meer und Wind hörten auf ihre Stimme. Chateaubriand berichtet in seinem „Les Martyrs“ von der Priesterin Velleda. Die Kelten kannten keine Tempel, ihre Heiligtümer lagen in tiefen Wäldern, auf Höhen oder in der Nähe der Küste. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war

ein Hauptsatz der Lehre der Druiden und überraschte die Römer sehr, nicht zuletzt Cäsar selbst, der schreibt: „Der wesentliche Punkt ihrer Lehre ist der, dass die Seelen nicht zugrunde gehen, sondern nach dem Tode von einem Körper in den andern übergehen“. Der Körper nur stirbt, über dieser Welt gibt es eine andere, in der die Seele erwartet wird. Das keltische Volk war ein religiöses. Nach Vorstellung der Kelten gibt es drei Daseinskreise: die Gottheit selbst; der von Menschen bewohnte und von ihnen ganz ausgefüllte Kreis, der Kampf und Bewährung bedeutet; und schliesslich der dritte, der Kreis des Glücks; die Bewährung ist vollendet. Zeichen und Symbole sind dürftig und ganz selten verwandt. Das Pferd war den Kelten eine Art Totem, ein mystisches Wesen und fand besondere Verehrung. Neben den grossen Göttern gab es eine Anzahl kleinere Lokal-Gottheiten, Wassergeister, Waldgottheiten u.s.f. Einige Pflanzen waren den Kelten heilig, so das Eisenkraut, der Efeu und die Mistel in besonderer Weise. Das Pflücken der Mistel geschah am sechsten Tage des Mondes durch die Druiden unter feierlichem Zeremoniel; mit goldener Sichel wurde die Mistel geschnitten. Plinius der Ältere hat den Ritus beschrieben und hebt die besondere Verehrung der Mistel, der Heilkraft zukommt, hervor, wenn er schreibt: „Die Druiden haben nichts Heiligeres als die Mistel, und der Baum, auf dem sie wächst, ist die Steineiche und heilig anzusehen“. Bekannt ist heute in der Bretagne an gewissen Orten das grosse Mistelschneiden zu Neujahr, wo die Kinder mit dem Ruf „a guilaneuf“ ihre Geschenke erbeten. Die Kelten verehrten die Sonne in dem Zeichen der Svastika, in dem Sonnenrad, das auf einigen Steindenkmälern wiederkehrt. In Armorik scheinen die letzten Druiden vor Ankunft der Bretonen verschwunden zu sein.



II

DIE RÖMER IN ARMORIK

In der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. eroberten die Römer, die schon einen grossen Teil des westlichen Abendlandes besetzt hatten, auch das Land von Armorik. Im Jahre 57 unterwirft Publius Crassus, der Beauftragte Cäsars die amorikanischen Volksstämme; und im heissen Ringen bricht der stolzeste und stärkste von ihnen, der Stamm der Veneter unter römischer Kriegstaktik und Übermacht zusammen. Diese geschickten Seefahrer, die auf ihre stolzen Schiffe, die Kenntnis ihres Landes und der Küste so zuversichtlich bauten, konnten mit ihrer grossen Segelflotte den römischen Galeeren doch nicht widerstehen; ungünstige Witterungsverhältnisse kamen hinzu; zweihundertzwanzig Schiffe der Veneter lagen im Golf von Morbihan bereit zum Kampf gegen die neu ausgerüstete

Flotte, die Cäsar von Italien kommen liess. Die grösste Seeschlacht ihrer Geschichte sollte für die „ersten Könige des Meeres“ auch die letzte sein; die platten, dunkelbraunen eichenen Schiffsleiber mit dem hohen Bug lauerten in den Schluchten bis eine günstige Brise die schweren felligen Segel spannte und sie vorantrieb. Der Sieg schien den Morbihanern gewiss. Da legte sich der Wind, die Schiffe lagen still und trotz Kommando und schwerem Segelgeheiss kamen sie nicht von der Stelle. Das war ein Zeichen für die Cäsarschiffe, die mit mächtigem Ruderschlag ausholten und sich auf die zerstreut liegenden venetischen Schiffe stürzten. Decimus Brutus kommandierte die erprobte römische Flotte gegen die leichtgebaute der Veneter, die einem solchen Kampf nicht gewachsen und zudem ohne Ruder ausgerückt war. Unter den Augen Julius Cäsars, der vom Ufer aus dem Schlachtenspiel zuschaute, sank ein Schiff nach dem andern in den Grund, lichterloh flackerten im Abendschein die Segel auf, und als der Tag sich vollständig neigte — der Kampf dauerte von der 4. Stunde (10 Uhr) bis zum Abend —, war keines der stolzen keltischen Schiffe mehr seefähig. Caesar spricht von 220 feindlichen Schiffen. Nur wenige entkamen dem Tod oder dem Los der Sklaverei. Cäsar widmete in seinem Kommentar zum gallischen Krieg die schönsten Seiten diesem heldenmütigen Kampf der Urbewohner der Bretagne, zeichnete ihre Sitten auf und beschrieb wie keiner zuvor dieses Land. Die Herrschaft der Veneter war dahin, die Kolonisierung durch Rom begann und erstreckte sich auf Jahrhunderte. Nantes und Rennes wurden römische Provinzstädte, in denen Villen und Bäder nach bekanntem Muster angelegt wurden. Breite Strassen verbanden die wichtigsten Plätze miteinander. Doch im Innern dieses Landes hat sich das Volk niemals den neuen Beherrschern unterworfen. In die dichten

undurchdringlichen Wälder mit all den Geister- und Spukgestalten zogen sie sich zurück und führten ihr bescheidenes Leben in primitiven Hütten. Die Römer versuchten durch Strassen-, Brücken- und Wasseranlagen, durch Festungen und Prachtbauten längs der breiten Strassen den Bewohnern zu imponieren, versuchten ihnen ihre Heiligtümer, ihre Götter, ihre Sitten, ihre Sprache aufzudrängen, ohne Erfolg. In den alten römischen Texten ist von zwei Heeresstrassen die Rede. Die erste kam von Tours her über Nantes, Rieux (La Vilaine), Vannes, stieg gegen Nord-Westen und endete in Brest. In der Nähe von Rieux treten uns deutliche Spuren aus jener Zeit entgegen; eine gewisse Melancholie liegt über dieser alten Bergfeste, hoch oben über der reissenden und schäumenden La Vilaine, welche die alten Geographen wahrscheinlich mit dem Namen Herius bezeichneten. Erinnerungen an geharnischte Römer, die gegen die Veneter zu Felde zogen. Die zweite Strasse kam ebenfalls von der Loire her über Rennes (Condate=Rote Stadt) und erreichte im Norden die Küste, die gegen eindringende Sachsen geschützt war, wie wir es von Cesson und Pordic wissen.

Kein einziges Monument wurde von den Druiden oder deren Nachfolgern für die römischen Götter errichtet. Doch sind die Spuren dieser 400jährigen Herrschaft der Römer in Gallien und in der Bretagne, wenn auch dort spärlich erhalten. An einigen Stellen haben Ausgrabungen römische Mauerreste, Ruinen von Villen und militärischen Anlagen, Gräber, Heiligtümer, Venusstatuen u.s.f. zu Tage gefördert; in Kerscao waren die Funde sehr ergiebig. Ein Schatz von 30.000 Geldstücken wurde aus der Vilaine gehoben. In der Nähe von Brest fand man eine ebenso grosse Summe Denare mit dem Bilde des Alexander Seve-

rus. Die berühmte goldene Opferschale, die am 26. März 1774 in Rennes gefunden wurde, ist eines der kostbarsten Fundstücke. Der Götterglaube der Römer scheint hier einigen Nährboden gefunden und sich mit dem Polytheismus ligurischen Ursprungs, und den das Druidentum nicht verleugnete, vermischt zu haben. Dafür sprechen der Menhir von Kernuz, der Mars und Merkur geweiht ist und ihre Bildnisse trägt, der Bacchustempel in Rennes, ein ähnlicher, dem Mars geweiht, in Corseul, das Fresko „Triumph der Venus“ im antiken Tempel in Langon-sur-Vilaine. Dieses einzigartige Bild stellt die Venus dar, wie sie aus den Wellen steigt. Eine ganze Menge kleiner Venusstatuen haben die Ausgrabungen zu Tage gefördert, ein Zeichen, dass der Venuskult hier sehr verbreitet war; daneben steht das Bild der Göttin der Mutterschaft und der Fruchtbarkeit. Die römischen Siedlungen trugen im allgemeinen die Namen ihrer Eigentümer und kehrten in dem romanisierten Teil häufig wieder. Die römische Kultur fand ihre Entwicklung in den ersten 3 Jahrhunderten; von Lyon aus regierten die Römer über Armorik. In manchen Ortsnamen klingt das Römische noch heute durch. So wurde der Name Cäsar unter mancherlei Formen in die bretonische Sprache übernommen, wie Kaër, Haër, Car, Kar, Gar, Ker, Her, Aër, Er, etc. Kariorigum, die Hauptstadt der Veneter wurde zu Kaëriorec oder Kariorec, das will bedeuten: Festung Cäsars, eine starke römische Stadt. Das Land der Veneter nannten die Bewohner: Bro-Waroc, Bro-Gwaroc, Bro-Gwerc-Broërec, Land des Kaër, des Cäsar, - römisches Land. Fast alle Orte, die auf ë, ac oder iac endigen, sind römischen Ursprungs. In späterer Zeit, besonders nach der Einwanderung der Bretonen und des Einzugs des Christentums in diese Gebiete, wurden die lateinischen Namen umgebildet, auch durch die Überset-

zung vom Lateinischen ins Bretonische und später wieder ins Kirchen-Lateinische entstanden schliesslich Namen, bei denen man die römischen Ursprünge nur schwer erkennen kann. Alte Steine und Dokumente erinnern nur noch an den Aufenthalt der Römer, wenn auch von dem Frankenkönig Clothar viele römische Bauten zerstört wurden im Kampf gegen den aufständigen Chramm, der sich beim Grafen von Vannes als Flüchtling versteckt hielt. Nach dem Abzug der Römer hatten ihre Siedlungen nicht mehr lange Bestand.

Dupouy sieht in seiner „Geschichte der Bretagne“ es als ein Zeichen an, dass Armorik nicht völlig romanisiert war, wenn er von dem langsamen Vordringen des Christentums in diesem Teile spricht. Die ersten deutlichen Zeichen des neuen Glaubens werden sichtbar, als die beiden „Nanter Kinder“ die Brüder Donatianus und Rogatianus im Mai 288 auf Befehl des Maximilianus Hercules, eines Genossen Diokletians, den Martertod sterben mussten. Martin, Bischof von Tours (370-397) scheint seine Missionstätigkeit bis Nantes und Rennes vorgetragen zu haben; und anfangs des 5. Jahrhunderts hat Vannes den ersten Bischof namens Patern. Im 3. Jahrhundert begannen die Bewohner von Armorik die römische Besatzung als lästig zu empfinden; das nationale Bewusstsein und der Stolz der Unabhängigkeit erwachte zu einer Zeit, wo die Sachsen, nachdem sie Elbe, Rhein und die Nordseeinseln besetzten, mit ihren Schiffen bis an die bretonische Küste vordrangen und sich an einigen Hafenplätzen festsetzten. Der Widerstand gegen die Römer loderte hell auf und 409 taten sich die Stämme zusammen, um Armor zu schützen.



III

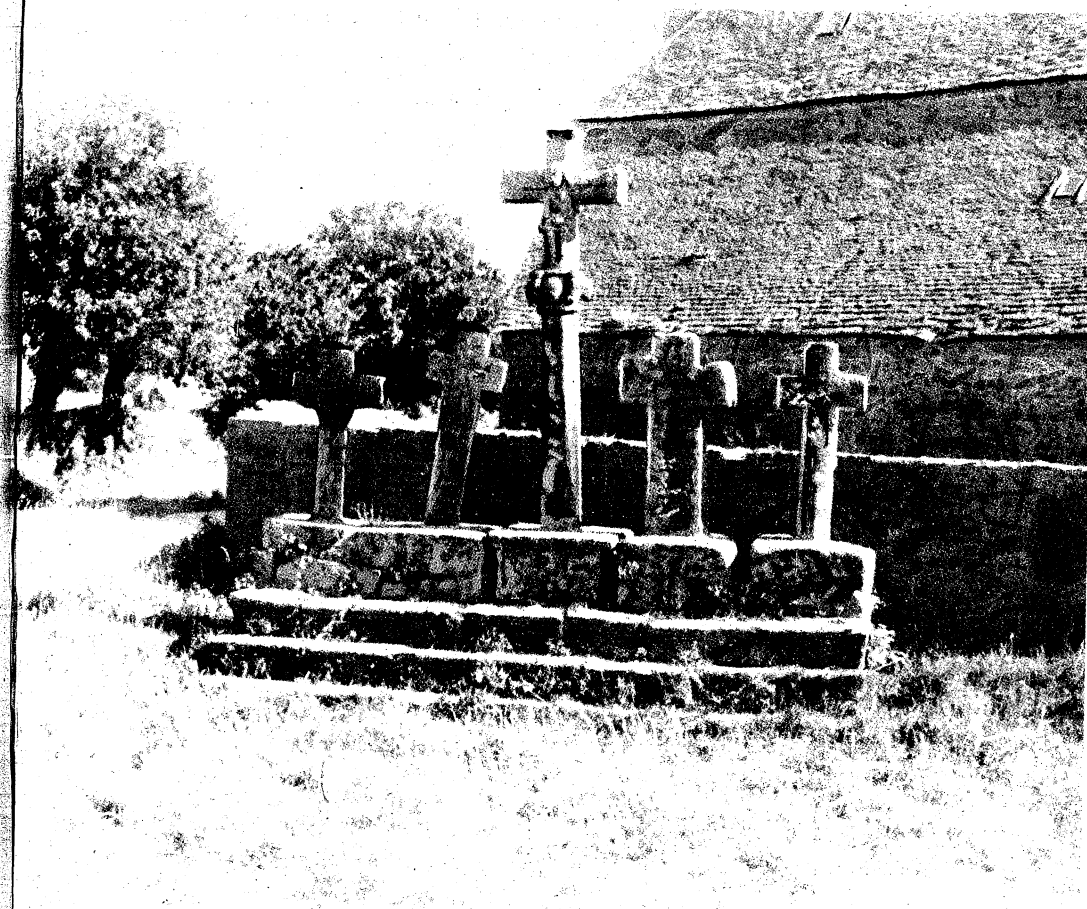
EINWANDERUNG DER BRETONEN-KAMPF UM IHRE UNABHÄNGIGKEIT

Auf der grossbritannischen Insel schlug die Macht der Angel-Sachsen immer neue Kreise und verdrängte vom Osten her kommend die westlichen Bewohner. In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, jenes Jahrhunderts, das wohl das Bewegteste der Geschichte ist, da das Römerreich durch die neuen germanischen Völker abgelöst wird und die neuen Staaten entstehen, beginnt notgedrungen die Auswanderung der Bretonen über das Meer in den nord-westlichen Teil Galliens. Ihren Glauben, ihre Unabhängigkeit hütend, gab es für sie nur den einzigen Weg, sich in die hohen Berge von Cornwall zurückzuziehen, oder aber neues Land zu suchen, wo sie vor den Angel-Sachsen sicher waren und ihre religiösen und staatlichen Traditionen bewahren konnten. So kamen sie nach Armorik, oder

genauer gesagt in den Teil Galliens, den man als Tractus Amoricanus et Nervicanus bezeichnete, und gaben diesem Land den Namen die „kleine Bretagne“. Wenig nur wissen wir über den Wanderzug der Bretonen, über ihre erste Begegnung mit den Bewohnern von Armorik; war es die allzu grosse Enge ihres Heimatlandes, die sie nach neuen weiten Räumen Ausschau halten liess? War es die Stimme des Blutes, die nach seinesgleichen rief, oder war es Abenteuerlust, der Drang ins Weite? Oder hat Procopus von Cæsarea Recht, der Mitte des 6. Jahrhunderts in griechischer Sprache seinen „Krieg der Goten“ schrieb, in dem es heisst, dass die fränkischen Könige den Bretonen „den ödesten Teil ihres Reiches zur Siedlung überliessen“? Die einzigen Quellen über die Einwanderung der Bretonen sind die „Leben der Heiligen“, deren Aufzeichnung aber erst im 9. Jahrhundert begonnen wurden. Was ist aber daran Legende? Und wo liegt da die historische Wahrheit? Gildas, der einzige zeitgenössische Historiker, der dessen Erwähnung tut, hat uns einige Einzelheiten über die Besitznahme der Küste und des Inneren des Landes überlassen: „..... Die armseligen Bretonen, die von diesem Unheil verschont blieben, fielen zum Teil in den Bergen den Angelsachsen in die Hände. . . andere verliessen seufzend ihr Land und zogen über das Meer; unter den geblähten Segeln sangen sie anstelle des Liedes der Ruderer, den Psalm: „Herr, deine Hand hat uns befreit, wie Lämmer vor der Schlachtbank, und sie hat uns unter die Völker zerstreut“. Wir wissen nicht einmal, ob es eine friedliche Einwanderung war, oder ob die Bretonen sich ihre neue Heimat erkämpfen mussten. Erst Ermold, der Schwarze (Ermoldus Nigellus), der den Feldzug Ludwig des Frommen 818 in die Bretagne mitmachte, beschrieb nicht ohne Parteinahme für die Franken dieses Land, sammelte die frischen Eindrücke, und ver-

herrlichte den Frankenzug in einem grossen Epos: „Carmen de rebus gestis Ludovici Pii“. Darin ist der Zug der Bretonen mit folgenden Worten besungen. „Auf schwankenden Barken kam dieses Volk (die Bretonen), der Feind der siegreichen Franken, von den Enden der Welt her und suchte Asil bei den Galliern. Arm und dürftig wie sie waren, wurden sie von den Wellen an die Ufer geschleudert, die von den Galliern besetzt waren; als das hl. Wasser der Taufe ihre Stirn benetzt hatte, gab man ihnen Land, und sie durften sich dort niederlassen und ausbreiten. Aber kaum hatten sie ihre Ruhe gefunden, zettelten sie Kriege und Streitigkeiten mit ihren Gastgebern an, und blutiger Kampf war das Zeichen der Dankbarkeit. Die Franken waren anderswo in grössere Kriege verwickelt, daher wurde die Unterwerfung dieses Landes mehrere Jahre lang aufgeschoben. Währenddem ging die Eroberung dieses Landes durch die Bretonen weiter, und sie „begnügten sich nicht mit den zugeteilten Landstrichen“. Diese fremden „Heiligen“ haben die ersten geordneten Siedlungen geschaffen. Die Vorsilbe Tre, die sich noch heute bei vielen Ortsnamen in der Bretagne vorfindet, bezeichnet einen Weiher, lan und loc (locus), sind kleine Einsiedeleien, um die sich die erste Dorfgemeinschaft formiert; Plou (pleben) bedeutet Gemeinde. Die ersten Könige und Fürsten der Bretonen wie Alvandus, Rivod, Conomor, Haëlok, Withur, Judual etc., deren Namen in den „Heiligenleben“ wiederkehren, gehören mehr der Legende als der Geschichte an; aber schon 461 gab es einen „Bischof der Bretonen“, der in Tours an einem Konzil teilnahm; 470 schlugen die Westgoten in Le Berry 12 000 Bretonen, die unter ihrem Führer Riethin standen. Anfang des 6. Jahrhunderts mussten sie sich den Franken unterwerfen, dagegen hielten die südlichen Bretonen lange stand. Warok, in vielen Kämpfen

Sieger geblieben, machte den Heeren Chilperichs und Gontrams viel zu schaffen, bemächtigte sich 578 der Stadt Vannes und drang vor bis in die Mündung der Loire. Das Land wurde aufgeteilt in Plou(s) oder Lan(s); so entstanden Plougastel, Lampaul u.s.w. Tref wurde ein Teil des Plou. Das Gebiet um Rennes und Nantes wurde einige Jahrhunderte später erobert und wurde nicht nach keltischer Art aufgeteilt; dort findet man auch keine Städte oder Dörfer, deren Namen mit Plou oder Lan zusammengesetzt sind; der bretonische spätere Adel gab diesem Teil der Bretagne den Charakter. Die Bretagne zerfiel in drei grössere Distrikte: Domnonée, die Nordküste, die Cornouaille, Gegend um Quimper, Broërec, Gebiet zwischen Nantes und Vannes. Die Zeit der Merowinger wurde für die Bretagne eine Zeit des Aufruhrs und der Unsicherheit, und wenn es wahr ist, dass glückliche Völker keine Geschichte haben, dann muss das bretonische Volk in dieser bewegten Zeit sich Grundlegendes für die Zukunft erobert haben. Mit dem Jahre 632 war die Bretagne in ihre Unabhängigkeit getreten, doch drei Städte wie Rennes, Nantes und Vannes blieben in den Händen der Franken; nach kurzer Zeit erhoben sich diese Städte gegen ihre Widersacher: Pipin liess eine grosse Armee gegen sie antreten, unterwarf sie wohl, doch das Resultat war nicht befriedigend. Die 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts bleibt sehr dunkel. Karl der Grosse kommt auf den Thron; er begnügte sich nicht damit, die Veneter zu unterwerfen, wie es die Heerführer Pipins getan hatten, er liess 786 durch den Seneschall Audulf die Bretagne besetzen, verfolgte die Bretonen bis in die entlegensten Winkel, liess Festungen schleifen, zündete die Wälder an, nahm eine Reihe Fürsten als Geiseln mit, die vor dem Reichstag in Worms erschienen; der Friede wurde so erzwungen. 779 folgte unter Graf Wido ein neuer Eroberungszug in die Bretagne. Er konnte Karl



Die fünf Granitkreuze von Ploubezre (Côtes-du-Nord)

dem Grossen, der von einem Sachsenfeldzug heimkam, die Waffen der unterworfenen bretonischen Fürsten überbringen, auf denen die Namen der Krieger standen, die sie getragen hatten. Doch nur kurze Zeit dauerte der Zustand, 809 entlud sich der Hass in einer neuen Revolte. Die Geduld Karls war am Ende; auf seine Weisung hin, liess er alles niederschlagen, was sich ihm in den Weg stellte, nur so machte er sich die Bretonen zu gefügigen Instrumenten

seiner Machtpolitik. Bretonische Krieger kämpften in den Reihen der fränkischen Herzöge von Vannes und Nantes; Namen wie Milon, Ogier, Roland tauchen auf, berühmte Paladine, die in den Legenden und Heldenliedern weiterleben, von Barden besungen, und einen breiten Platz in den „Chansons des Gestes“ einnehmen. Immer wieder versuchten die Bretonen sich frei und unabhängig zu machen; und das ist ein Wesenszug ihrer Rasse geblieben. Die bretonische Geschichte weiss von kleinen und grossen Aufständen zu berichten aus den Jahren 786, 799, 811, 818 mit Norvan und 825 mit Guiomar an der Spitze. Ludwig der Fromme versuchte, um jeden Preis mit den Bretonen friedlich auszukommen; Nominoë liess sich 819 durch Ludwig zum Grafen von Vannes ernennen, und 826 wurde er sogar Herzog der Bretagne. Gefügig und still nahm er die fränkischen Weisungen an, unterdrückte mit eigener Hand die kleinen, nie ruhenden Feuer des Aufstandes in seinem Land. Ludwig starb 840; da schien für Nominoë die Stunde, die er heimlich und still so sehnsüchtig erwartete, gekommen zu sein; er griff zu den Waffen und erfocht 845 beim Kloster Ballon an den Ufern der Vilaine über Karl den Kahlen einen glänzenden Sieg: Vannes, der Sitz Nominoës wird bretonische Stadt; er ersetzte die vier fränkischen Bischöfe durch bretonische. Dieser Sieg brachte die Unabhängigkeit der Bretagne. Nominoë ist es, der den Staat Bretagne schuf, ihm seinen nationalen Charakter gab, seine Unabhängigkeit festigte, alles daransetzte, seinen Bestand für die Zukunft nach innen und aussen zu sichern. Ohne ihn wäre die Bretagne unter den Stürmen der Normannen und anderer Rivalen zusammengebrochen, dahingeschwunden. Ohne ihn gäbe es keine Bretagne und keine Bretonen, keine bretonische Sprache und bretonisches Eigenleben mehr; er hat das bretonische Königreich auf

eine feste und dauerhafte Basis gestellt, seine Grenzen gezogen und gefestigt; und es ist wahr, dass die Grenzen der Bretagne von heute die sind, welche das Schwert Nominoës geschaffen hat. Nominoë ist der erste Fürst, der über alle Bretonen zu regieren vermocht hat. 849 nutzte er die Abwesenheit Karls des Kahlen, der in Aquitanien sich aufhielt, aus und begann 850 erneut den Krieg; er bemächtigte sich Rennes, Nantes und Retz. Mitten auf der Höhe seines Erfolges starb er plötzlich. Sein Sohn Erispoë schlug Karl d. Kahlen 851 und verpflichtete ihn, ihm die eroberten Gebiete seines Vaters zu belassen, und unter seinem Nachfolger kamen noch Coutances und Avranches hinzu. Ohne diese Festigung wäre das ganze Land in den folgenden Jahrhunderten nicht so stark im Widerstand gewesen, und auch die Uneinigkeit der späteren bretonischen Fürsten, besonders der beiden von Vannes und Rennes war dafür kein Hindernis. Man ging sogar dahin über, das Königreich Bretagne zwischen Pascuiten, dem Grafen von Vannes, und Gurvand, dem Grafen von Rennes, aufzuteilen. Doch gelang es Alain, dem Nachfolger Pascuitens, nicht nur die Normannen 890 in der Nähe von Questembert vernichtend zu schlagen, sondern auch das Land fast 20 Jahre hindurch gegen neue Einfälle zu hüten. Er verdiente mit Recht den Titel „Vater des Vaterlandes“. Erst nach seinem Tode 907 versuchten die Normannen an der Mündung der Seine wieder Fuss zu fassen, von wo aus es ihnen auch 919 gelang, in die übrigen Teile der Bretagne einzudringen. Von der Meerseite und von der Normandie her, suchten sie das Land zu erobern. Die düsteren Jahre des 5. Jahrhunderts schienen für die Bretonen wieder gekommen zu sein, wo sie ihre Heimat verlassen zu müssen glaubten, um sich vor den Horden der Normannen sicher zu wissen. Viele der Vornehmen flüchteten nach England, so auch Matuedoë,

der Schwiegersohn des Königs Alain, während im Lande mehrere Versuche gegen die Normannen unternommen wurden. Vergebens! Bis Alain Barbe-Torte, Sohn des Matuedoë, nach seiner Rückkehr von England alle noch übrigen Bretonen zu einem grossen Befreiungskampf sammelte, der 939 begann und nach zwei oder drei Jahren mit der Einnahme von Nantes endigte und damit die Normannen endgültig aus der Bretagne vertrieb. Die vollständige Einigung der Bretagne erfolgte erst 100 Jahre später, da auch jetzt wieder unter den Herrschern von Rennes und Nantes Rangstreitigkeiten ausbrachen, die in böse Eifersüchteleien ausarteten. Dann begann die feudale Zeit der Bretagne und damit ein neues Blatt in der Geschichte.



IV

DIE FEUDALE ZEIT. BLOIS UND MONTFORT IM STREIT

Was diese Epoche vor allem charakterisiert, ist die Politik der Verheirathungen und der Streit um die Nachfolge. Mächtige, kleine Fürsten sassen in den einzelnen Städten und an festen Plätzen; die Eifersüchteleien und Machtinteressen dominierten im Kleinen wie im Grossen; so war es bei einem Maën in Fougères, einem Riwallon in Combour und Vittré, einem Harscoët in Retz, so bei denen von Brieuç, Hervé, Catwallon etc. Das 11. und 12. Jahrhundert erlebt in der Bretagne ein rasches Aufblühen ritterlicher Manieren; Burgen und alte Türme entstanden, deren Spuren wir noch heute in Fougères, Combour, Brest, Chateaubriand, Josselin, in der Nähe von Dinan finden.

Die drei Grafschaften Rennes, Quimper, Nantes ent-

falteten reichen Prunk und rivalisierten untereinander um den ersten Platz. Zwei mächtige Nachbarstaaten, die Normandie und Anjou lagen vor den Toren der Bretagne und es gebot die Klugheit, mit diesen in bestem Einvernehmen zu bleiben. An allen grossen Unternehmungen der normannischen Herrscher nahmen Bretonen teil, sie stritten an ihrer Seite bei der Eroberung von Neapel, machten sogar ein Drittel der Armee aus, die Wilhelm d. Eroberer nach England führte. Bretonen, Normannen, Franzosen und Deutsche kämpften Seite an Seite gegen England. Das Herrscherhaus von Anjou wurde immer mächtiger und einflussreicher; Heinrich Plantagenet hatte durch seine Mutter ein grosses Erbe hereinbekommen, heiratete dazu die Erbin von Poitou und der Gascogne. Fast ringsum eingeschlossen von Besitzungen dieses Herrschers, musste die Bretagne jeden Augenblick an Ausfälle dieses machthungrigen Herrschers denken; es gelang Heinrich auch Nantes in seine Hand zu bekommen, und er erreichte, dass Constance, die Tochter Conan IV. die Erbin der Bretagne, sich mit seinem Sohn Geofroi verheiratete. Aus dieser Ehe ging ein Sohn hervor, der nicht dem Willen seines Grossvaters gemäss den Namen Henri erhielt, sondern den hoffnungsvollen Namen Arthur. Auf ihn setzten die Bretonen grosse Hoffnungen; er sollte noch einmal als Nationalheld einen würdigen Platz in ihrer Geschichte einnehmen. Heinrich II. drängte darauf, dass ihm der Name Heinrich gegeben würde, doch die Bretagne wählte Arthur, in Anlehnung an den volkstümlichen Helden Artus, den Gründer der Tafelrunde, den Typ der nationalen Legenden. Im Kampf gegen englische Machtgier sollte ihnen dieser junge Arthur das verkörperte Symbol heldenhaften Aufstehens und Siegens sein, sollte in gleicher Weise wie Artus im 6. Jahrhundert seinen siegreichen

Kampf gegen die englischen Eindringlinge führen. Seit dem siegreichen Ringen des Königs Artus gegen die einfallenden Angelsachsen war dieser als Nationalheld gefeiert; zahlreiche mythologische Legenden hatte das bretonische Volk um ihn gewoben. Als die Bretonen im 10. Jhrhdt. mit Alain Barbe-Torte oder im 11. Jahrhundert mit Wilhelm d. Eroberer nach England kamen, begegneten sie diesen alten Heldenliedern, die jetzt für sie einen ganz besonderen Wert hatten: Artus, Gauvin, Tristan, Jvain und die anderen Ritter der Tafelrunde, die Fee Morgue und der Barde Merlin kamen ihnen wie ihre eigenen vor; sie verlegten ihre Heldentaten in ihr Land, nach Penmarch oder in den grossen Urwald von Broceliande bei Penpont (Ille-et-Vilaine). Die Romane der Tafelrunde galten bald nach ihrem Erscheinen um das Jahr 1225 durch Lancelot du Lac als der Spiegel jeglichen höfischen Lebens, höfischer Sitte, als Muster für andere Heldendichtungen.

Der junge Arthur sollte ein zweiter Artus werden. Beim Tode seines Onkels Richard Löwenherz, versuchte Arthur um den Thron Englands zu kämpfen und zog gegen Johann ohne Land zu Feld, bemächtigte sich des Schlosses Mirebeau in Poitou. Durch feigen Verrat wurde er an diesen ausgeliefert, in Falaise, dann in Rouen eingesperrt. Johann ohne Land versuchte alles, um Arthur zum Verzicht auf seine Rechte zu bringen, vergebens. Einige Monate darauf gab der König den Befehl, ihn umzubringen. Nach volkstümlichen Berichten soll er ihn selbst getötet haben. In einer Augustnacht fuhr er mit ihm auf der Seine, erschlug ihn mit seinem Degen und warf den Leichnam in den Fluss. Stolze Hoffnungen der Bretonen wurden zu Grabe getragen. Die französischen Interessen für die Bretagne stiegen nach dem Tode Arthurs. Die Nachricht vom Tode

ihres Helden traf die Bretonen tief ins Herz. Arthur wurde von allen beweint, die an den Sieg und an das Leben dieses jungen Streiters die Zukunft ihres Landes geknüpft sahen; nun lag er erschlagen irgendwo auf dem Grund der Seine. Über der Bretagne lag die einzige Sorge, wie entgehen wir dem Mörder unseres Helden; und daher kam die Annäherung an Frankreich. Das ganze bretonische Land stand zum Kampfe gegen England auf; und da Eleonore, die Schwester Arthurs, von ihrem Onkel Johann von England als Gefangene in sicherem Gewahrsam gehalten wurde, beschlossen die bretonischen Fürsten den offenen Kampf gegen den König Johann, der das Land um Fougères verwüstete, die Kathedrale in Dol in Brand steckte. Zur Normandie stiessen sie vor und machten nicht einmal Halt vor der uneinnehmbaren Festung des Mont St. Michel, stürmten sie und äscherten alles ein; der Sieg war errungen, grausam und ohne Rücksicht war der Kampf gewesen. Vereint mit den Truppen Philippe-Auguste eroberten sie Avranches und dann die Stadt Rouen, die lange Zeit der Regierungssitz der normannischen Fürsten, der erbitterten Feinde der Bretagne gewesen war. Der König Frankreichs spürte die zunehmende Macht des bretonischen Landes und suchte mit allen Mitteln diese wackeren Krieger mit allerlei Schmeicheleien für seine Interessen zu begeistern; Er verheiratete Alix, die Halbschwester Arthurs und Erbin der Bretagne mit einem seiner Verwandten Pierre de Dreux, genannt Mauclerc (1213-1237), aus der Familie Ludwig d. Dicken. Derselbe war trotz seines jugendlichen Alters von 26 Jahren ein sehr begabter Fürst mit dichterischen Anlagen, hatte seine Studien an der Universität in Paris gemacht. Sein Ehrgeiz und seine Machtgier trieben ihn an die Seite der Engländer gegen die Macht der Bischöfe, Äbte und Seigneurs, er geriet aber damit in Konflikt mit

dem König und seiner Mutter der Reine Blanche de Castille, die alles aufboten, um ihn niederzuzwingen. Die Folge davon war ein Anwachsen der Macht der bretonischen Fürsten und die Anerkennung der Lehensgewalt des Königs von Frankreich.

Für die Bretagne folgte ein ruhiges, glückliches Jahrhundert; sie blieb der französisch-bretonischen Allianz treu und stellte ihre besten Helden und Krieger dem König für seinen Kampf gegen Engländer und Flamen zur Verfügung. Diese politische Ausrichtung kam dem Lande in vielfacher Hinsicht zugute; Fürsten, Bischöfe, Äbte und die Vertreter der Städte kamen 1309 zum ersten Male in Ploërmel zusammen und legten den Grund für den bretonischen Staatenbund. Unter Jean III. machte sich ein gewisser Wohlstand im Lande breit; die Städte, besonders die Hafenplätze und Bischofssitze, gewannen an Macht und gefälligem Aussehen, Klöster, Eremitagen und Abteien schossen auf, wie Notre-Dame de Bégard, wo Zisterzienser die erste bretonische Kirche im gotischen Stile bauten, Carnoët, in der Nähe bei Quimperlé gelegen, Boquen in der Diözese St. Briec, u. a. m. Die Söhne der adeligen Herren und manch begabter Bauernsohn, der seinen ersten Lateinunterricht in der Klosterschule erhalten hatte, machten sich auf den Weg in die Stadt der Wissenschaften, nach Paris oder nach Orléans, wo sie bedeutende Lehrer ihrer Heimat antrafen und zu ihren Füßen sassen. Dass die Zahl der bretonischen Studenten und Schüler nicht gering war, zeigen uns die Häuser und Studienanstalten, die nur für die Bretonen in Paris bestimmt waren. Dort gab es drei bretonische Kollegs, das Collège de Tréguier, de Cornouaille und du Plessis, Strassen, die bretonische Bezeichnungen trugen, und vornehmlich von den Schülern und

Lehrern aus der Bretagne bewohnt waren: so die rue de la Bretonnerie im Viertel der Abtei St. Benoît in der Nähe der Sorbonne, la rue de Bretagne im Templeviertel u. s. f. Kurz nach der Kanonisation des hl. Yves Hélori (19. Mai 1347) liessen die bretonischen Studenten auf ihre Kosten ihrem Nationalheiligen in der rue St. Jacques zu Paris eine Kirche bauen (1348), und St. Yves wurde nicht nur der Schutzpatron der Bretagne, sondern aller Gelehrten, besonders der juristischen Fakultät, der Beschützer der studierenden Jugend allgemein. Das Collège de Cornouaille lag in der rue du Plâtre, einer Seitenstrasse zur rue St. Jacques und lt. Testamentsakte vom Jahre 1317 von Nicolas Galeran, genannt La Greve, einem bretonischen Kleriker, gegründet worden, der einen Teil seiner Güter den armen bretonischen Studenten in Paris zukommen lassen wollte. Dementsprechend wurden 1321 fünf Boursen bestimmt für solche Bretonen, die weniger als 20 livres parisis Einkommen hatten. Sie wohnten in dem Hause, das der päpstliche Notar Geoffroy du Plessis für sie herrichtete. Jean de Guistry aus der gleichen Diözese, Doktor der Medizin und Kanonikus von Paris, Nantes und Quimper legte noch 4 Boursen dazu und liess ein eigenes Haus für die Studenten seiner Heimat einrichten. Das Collège de Tréguier wurde 1325 von Guillaume de Coëtmohan, docteur-Régent an der Rechtsfakultät Paris und gebürtig aus der Gemeinde St. Gilles de Pommerit in der Diözese Tréguier, gegründet. — Auch die Kunst fand durch die Mithilfe der Fürsten in der Bretagne mächtigen Auftrieb. Die Kathedralen in Dol, St. Malo, Tréguier, St. Pol de Léon und Quimper wurden begonnen. An die grossen gotischen Kirchen reihten sich würdig die feudalen Burgen und Klöster. Fougères ist eine der vollkommensten Typen der Entwicklung militärisch-strategischer Architektur vom 12.-15. Jahrhundert und der

Schlossturm Melusine, der im 13. Jahrhundert erbaut wurde, 33 mtr. hoch ist und Mauern von mehr als drei Meter Dicke hat, ist vielleicht aus dieser Zeit das schönste militärische Bauwerk, das noch erhalten ist.

Gleich nach dem Tode Jean III. des Guten (1341), der keine Kinder, sondern nur eine Nichte namens Jeanne de Penthièvre hinterliess, begann der unselige, ein Vierteljahrhundert währende Nachfolgestreit zwischen dem Hause Montfort, das sich auf die Engländer stützte, und Charles de Blois, dem Neffen des Königs Philippe VI. In diesem Ringen kamen die kriegerischen Eigenschaften der Bretonen zur vollen Entfaltung; tapfer, verbissen, zäh und rauh standen sich die Truppen gegenüber. Zwei Fronten bildeten sich: die „keltischen“ Bretonen scharten sich um Jean de Montfort, und die gallischen Bretonen hielten zu Charles de Blois. Jean de Montfort unterlag in diesem Kampf, Nantes ging ihm verloren, er selbst geriet in Gefangenschaft. Seine Gemahlin Jeanne de Flandre gab den Kampf nicht auf; in Abwesenheit ihres Gemahls übernahm sie in kriegerischer Begeisterung seinen Platz mit dem Mut eines echten Ritters, mit einem ‚Löwenherzen‘ führte sie den Kampf zusammen mit ihrem Bundesgenossen Eduard III. fort. Sie zeigte sich ihren Mannen, den kleinen Sohn, der den Namen seines Vaters trug, auf den Armen haltend, und feuerte sie mit folgenden Worten zur Weiterführung des Kampfes an, wobei sie den kleinen Jean emporhob: „Edle Herren, verliert den Mut und das Vertrauen nicht, weil wir unseren Herrn und Gebieter verloren haben; seht mein Kind! Es wird ihn, wenn es Gottes Wille ist, ersetzen und sein Rächer sein“. Diese mütterliche Geste verfehlte ihr Wirkung nicht. Der Kampf ging hin und her, die französische Armee erstürmte Rennes und die

ganze östliche Bretagne, konnte aber Hennebont nicht erobern; denn dort verteidigte Jeanne de Flandre heldenmütig die Feste, hoch zu Ross ritt sie durch die Strassen und forderte Männer und Frauen auf, die Stadt mit allen Mitteln zu verteidigen. Umsonst! Der Weg zur Flucht nach England blieb ihr nur offen, dort starb sie in geistiger Umnachtung auf irgendeinem Schloss in Nordengland. Die Nerven dieser Frau hatten dem rauhen Kampf und dem noch rauheren Kriegshandwerk, dessen sie so oft Zeuge gewesen war, nicht standhalten können, und als ihr Gemahl nach Freilassung aus der Gefangenschaft 1345 starb, übernahmen die Engländer die Interessen der Montfort, und bei einem blutigen Vorstoss gegen das Lager von Charles de Blois gelang es Dagworth, ihn gefangen zu setzen und die Armee vollständig aufzureiben. Die beiden Thronprätendenten hatten nur das eine erreicht, die Bretagne den Engländern auszuliefern; der eine fand den Tod, der andere schmachtete in Gefangenschaft. Gab es noch eine Bretagne im Jahre 1348? Das bretonische Herzogtum war ohne Herzog und dazu fast eine englische Kolonie geworden. Die Engländer waren die Herren im Lande, plünderten und brandschatzten nach Vorschrift. Es kam am 26. März 1351 in der Ebene zwischen Josselin und Ploërmel zu jenem legendenreichen Kampf der dreissig Helden, die aus beiden Lagern ausgesucht waren, um über Sieg oder Niederlage zu bestimmen. Die bretonischen Ritter schienen zu unterliegen, einer aus ihnen wurde getötet, drei gefangen genommen. Die Engländer bildeten eine dichte Reihe, einer eng an den andern gestellt, die Lanzen zur Abwehr nach vorn, so dass die Bretonen nicht durchbrechen konnten. Der bretonische Anführer Jean de Beaumanoir wurde schwer verwundet und lag nach einem durststillenden Trunk verlangend ohnmächtig am Boden. „Trink dein eigen Blut,



Levilly Lith.

Lith. de Villain

Schlacht der dreissig Helden

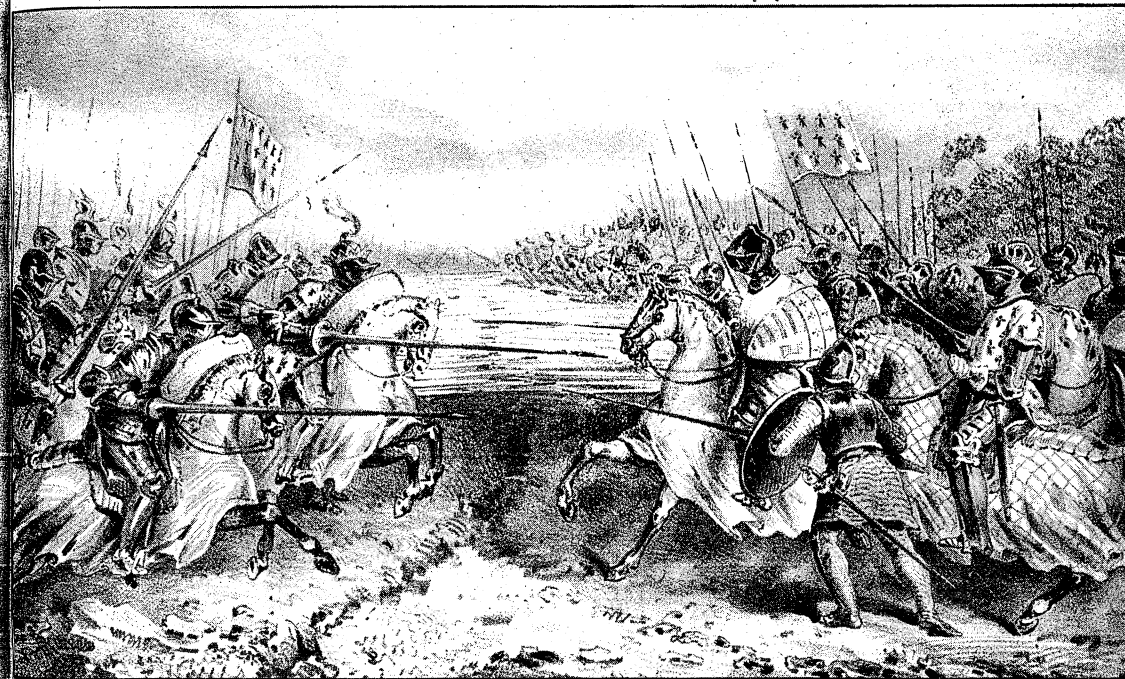
Beaumanoir“, rief ihm einer seiner Kampfgefährten zu, „und dein Durst ist gestillt“! Montauban gab das Zeichen zum Durchbruch, und bald lagen 12 der Engländer tot am Boden; von den Bretonen blieben nur drei auf der Walstatt. Das war das Signal zum Sieg. Diese dreissig galten lange Zeit als Helden und ihre Tapferkeit und ihr Mut wurden in vielen Liedern besungen. Als der Geschichtschreiber Froissard, der in seiner „Chronique“ diesen Kampf der Nachwelt überliefert hat, Jahre später an der Tafel des Königs von Frankreich einen dieser berühmten Helden antraf, es war Even Charuel, wurden ihm vor allen andern die höchsten Ehren zuteil. Das Gesicht dieses

wackeren Recken trug noch die tiefen Narben, die Spuren jenes unerbittlichen Kampfes; keiner wusste sich an einen heisseren Waffengang zu erinnern.

Mitten aus diesem Kampf gegen machtgierige Engländer und ihre Vasallen ragt die Figur eines ebenso treuen wie wackeren Bretonen heraus, der drei französischen Königen in ihrem Streit um Krone und Land, in ihrem Ringen mit England gedient: Bertrand du Guesclin, geboren um 1320 auf dem Schlosse de la Motte-Broons bei Dinan. „Aus dem gestalten- und schicksalsreichen 14. Jahrhundert, aus dem blut- und schweissgedüngten Bauernboden Frankreichs wächst jener Bauernsohn zu fast sagenhafter Grösse. Es beginnt der erbitterte Kampf Englands um die Macht in Frankreich, der Krieg, der 100 Jahre dauerte und Frankreichs totale Niederlage bewirkt hätte, wenn Bertrand du Guesclin, der unerschrockene Held und Jeanne d'Arc, die Jungfrau mit dem Eisenpanzer und dem Schwert in der Hand, nicht gewesen wären“. Bertrand stellte sich auf die Seite Charles de Blois, und mit einer Handvoll verwegener Haudegen, die weder Tod noch Teufel fürchteten, denen das Raufen und Schlagen im Blute lag, begann der Krieg aus Verstecken und Hinterhalten heraus. Vom undurchdringlichen Urwald von Brocéliande her stiess dieser verschlagene Räuberhauptmann vor, und mit seiner kühnen und tapferen Truppe kam er Charles de Blois wie gerufen. „In diesen 15 Jahren des ruhelosen, entbehrungsreichen Lebens, inmitten einer Horde verwegener Kerle, die, wie er selbst später berichtete, zu einem Viertel Soldaten, zu drei Vierteln aber wilde Räuber, kühne Diebe und bedenkenlose Abenteurer waren, stählt sich sein Körper zu unglaublicher Härte und Zähigkeit, und wächst seine angeborene Bauerschläue zu jenem täuschungslos klaren

Blick für Menschen und Dinge, der ihn später befähigte, Heere und Krieg im grossen Stile mit glänzendem Erfolg zu führen“. (W. Chompton) Alle Erwartungen lagen bei Bertrand. Immer wieder ansetzend, mutig und verbissen bei seinen Stürmen auf englische Festungen und Bollwerke, schlug sich dieses „Scheusal von Missgeburt“, das von seiner Mutter wegen seiner Hässlichkeit ausgesetzt war, durch, bis zu jenem denkwürdigen 29. September des Jahres 1364, wo es zur Schlacht bei Auray kam, die Charles de Blois das Leben kostete und ihm die Freiheit.

Das mit reichem, ganzseitigen Bildschmuck illustrierte



Schlacht bei Auray
Jean de Bretagne, comte de Montfort
siegt über Charles de Blois

bretonische Geschichtsbuch „Les Grandes Chroniques de Bretagne“ von Alain Bouchart 1514 hält in ergreifender Weise den Moment der Kampfszene fest, wo beide Heere dicht gedrängt gegeneinander gerückt sind, die breiten Schwerter sich kreuzen; Charles de Blois liegt tot am Boden, und Montfort hebt stolz als Sieger sein Schwert, das Visier noch geschlossen. Montfort wird Herzog der Bretagne, das Land erhält nach all den harten Kämpfen endlich, wenn auch nur für kurze Zeit, den langersehten Frieden. König Karl V. brauchte Bertrand du Guesclin für neue Schlachtenpläne und kauft ihn deshalb für schweres Geld los. Erneut steht Bertrand an der Spitze eines neu zusammengestellten Heeres und zieht gen Spanien, um Don Eurique von Aragon in dem Kampf gegen seine Rivalen Don Petro von Kastilien beizustehen; ein zweites Mal fällt du Guesclin in die Hände der Engländer. Eine gewaltige Summe von 100.000 Goldgulden wurde aus allen Teilen Frankreichs zusammengetragen, um ihn abermals zu befreien. Karl V. benötigte ihn jetzt dringend, die Engländer stehen wieder mordend und plündernd im Land; hart an die Hauptstadt haben sie sich herangemacht, alles wartet auf Bertrand du Guesclin, den Sieger in vielen Schlachten, den Mann der Todesverachtung und nie wankender Treue. Endlich ist er da. Karl V. überhäuft ihn mit Ehren, ernennt ihn zum Connetable von Frankreich, d. h. er wird oberster Befehlshaber aller Truppen, Vetter des Königs. In feierlicher Zeremonie wird ihm das Zeichen seiner neuen Würde übergeben, das breite Schwert mit goldenem Knauf, das er nun jahrelang gegen die Feinde Frankreichs und seines Heimatlandes, seiner geliebten Bretagne, schwingt. Die letzten Engländer haben die Bretagne verlassen müssen. Jean IV. von Montfort flieht mit ihnen nach England. Am 18. Dezember 1378 erklärt der König die Bretagne als

eine französische Provinz, die Separatherrschaft der bretonischen Fürsten sollte damit ein Ende haben; Frankreichs König sah seinen alten Plan in Erfüllung gehen: ein geeintes Reich, indem die mächtige bretonische Provinz neben den andern Provinzen gleichberechtigt stand, sollte geschaffen werden. „Da gellte ein einziger Schrei der Empörung durch die Bretagne, das alte Königreich des Conan Meriadec, älter als das Chlodwigs, die Bretagne nicht mehr unabhängiges Herzogtum! Wie ein Mann stehen sie auf, die Barone und Herren, die Bauern und Fischer von Nantes bis Quimper, von Rennes bis Morlaix zum Kampf für die Freiheit ihrer Heimat. Ihr Herzog noch eben Verräter und landflüchtig wird im Triumph zurückgeholt (1379), aller Partehader, jeder Familienzweist sind begraben, eine einzige geschlossene Mauer von Bretonen wächst vor dem betroffenen König von Frankreich auf. In seiner Not ruft er nach du Guesclin, der gerade Aquitanien von den Engländern säubert“. (Chompton) Die Bretonen fasst helle Begeisterung, und das Waffengeklirr hallt durch alle Orte; seit dem freudigen Ereignis der Geburt des jungen Arthur war niemals wieder eine solche Begeisterung über die Bretonen gekommen. „Was wird der Connetable tun? Wird er Ehren und Würde ablegen, das Schwert mit den königlichen Lilien dem anmassenden und starrköpfigen Karl vor die Füße werfen, wird er dem Rufe seines Blutes folgen, oder wird er so treulos sein und gegen sein Land, seine Bauern und Ritter von Brocéliande ziehen, die ihn einst auf den Schild gehoben und Waffengefährten waren, trotz Sturm, Panzer und Mauer? Wird er dem König weiter Gefolgschaft leisten, der die vitalen Kräfte eines Landes so vergewaltigen möchte, der nur an seine Macht und an seine Gloire denkt?“ So fragten sich in den Dezembertagen des Jahres 1378 die Bretonen in den Ratsversammlungen, auf den Marktplätzen,

in den Werkstätten, an den kalten Winterabenden am Kaminfeuer. „Und dann kommt das Schrecklichste; Karl V. zwingt seinen Connétable, auf das Evangelium zu schwören, ihm die Burgen und festen Plätze der Bretagne auszuliefern, d. h. mit bewaffneter Hand zu erobern. Mit blutendem Herzen schwört du Guesclin. Im Gewissenskampf zwischen der Treue zu seinem König und der Liebe zu seiner Heimat siegte der Connétable in ihm, der Bretone musste unterliegen“. (Chompton) Diese schwerste Stunde seines Lebens barg gleichzeitig den Keim seines eigenen Unterganges in sich. Er starb bald darauf im Alter von 62 Jahren. In der Königsbasilika zu St. Denis liegt Bertrand du Guesclin neben seinem König, der ihm das Herz gebrochen, dem es aber in Treue bis zu seinem letzten Atemzuge ergeben war. Es steht dort zu lesen: „Hier ruht der edle Herr Messire Bertrand du Guesclin, Graf von Longueville und Connetable von Frankreich, der auf dem Schloss Randan in Givaudan, in der Herrschaft Beaucaire am 13 Juli 1380 verschieden ist“. Der gesamte Adel Frankreichs wohnte der feierlichen Beisetzung bei. Das Nationalbewusstsein in Frankreich hatte unter diesen beiden Männern, die im Tode nebeneinander liegen sollten, klarere Formen angenommen; und damit das Reich Karls VII. gegen den alten Feind gerettet wurde, brauchte es in der Folge nicht mehr „das breite Schwert des Connetable du Guesclin, es genügte der Stab des Hirtenmädchens Johanna“. In einem Heldenepos von nicht weniger als 30.000 Versen hat der Dichter Cuvelier aus der Picardie die „Chronik“ des Bertrand du Guesclin aufgezeichnet, und die Befreiung Frankreichs vom Joche Englands durch das Schwert eines der grössten Connétable besungen.

Interessante und lehrreiche Seiten wissen uns die Geschichtsschreiber über die nun beginnende Dynastie der



Levilly del.

Lith de Villain

Bertrand du Guesclin

Familie Montfort aufzuzeichnen. Auf und ab wogte der Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit. Jean IV. (1365-1399) mit einer Engländerin verheiratet und von Engländern umgeben, stand in scharfer Opposition zu Karl V. und schloss sogar 1372 ein Bündnis mit Eduard III. von England. Fast alle Bretonen erhoben sich gegen diese Willkür und zwangen Jean IV. zur Flucht. Als der König von Frankreich aber in der Folge die Selbständigkeit der Bretagne anerkannte, riefen die Bretonen ihren Herzog 1379 wieder zurück, und der König erkannte ihn als Duc de Bretagne zum zweiten Male an. Sein Sohn Jean V. (1399-1442) begann mit viel Klugheit seine Herrschaft; er war vor allem ein echter Bretoner, hielt Frankreich gegenüber eine kluge Neutralität und verhinderte so, dass sein Heimatland wiederum Schauplatz blutiger Kämpfe wurde. Als die Enkel Charles de Blois sich erhoben und heimlich Jean V. als Gefangenen entführten, stand die Bretagne wieder geschlossen auf, erzwang die Freigabe und enteignete die Besitzungen der Aufständigen. Das Ansehen des Herzogs wuchs. Sein Bruder Arthur de Richemont, der mit 32 Jahren schon den Degen eines Connétable von Frankreich aus der Hand Karls VII. empfangen hatte, leuchtet in dem Dreigestirn der Connétablen zusammen mit du Quesclin und Clisson durch Tapferkeit, Heldenmut und Hingabe an vaterländische Interessen um so leuchtender aus der Zeit heraus. Er traf nach der Befreiung von Orléans im Jahre 1430 an der Loire mit den Truppen der Jeanne d'Arc zusammen; an seiner Seite kämpften neun bretonische Ritter, die mit ihm in Paris einzogen. Die französische Armee wurde neu zusammengestellt, die Engländer bei Formigny geschlagen und aus der Normandie verjagt. Gross war der Jubel, als Arthur de Richemont, begleitet von den begeisterten Parisern, bis zur Kathedrale

schrift, er, der die Stadt vor Verwüstung bewahrt hatte. In der Kathedrale zu Nantes liegen seine Gebeine unter dem schönen Grabmal François II. Nach Jean V. regierten nacheinander seine beiden Söhne François I. (1442-1450) und Pierre II. (1450-1457) ganz im Sinne ihres Vaters. Während Frankreich und England weiter im Streite lagen, genoss die Bretagne alle Vorteile ihrer Unabhängigkeit und nahm auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete einen neuen Aufschwung. Der Handel blühte auf in Morlaix, Nantes und St. Malo; ihre Handelsschiffe legten an Spaniens und Flanderns Küsten an, die Städte bekamen ein neues Aussehen. 1460 wurde in Nantes eine Universität gegründet, und die wissbegierigen bretonischen Studenten, die vordem in Paris sich um die Lehrstühle drängten, fanden jetzt im eigenen Land Gelegenheit sich auszubilden.

François II. (1458-88) fehlte es an klarem Weitblick, er erklärte viermal Ludwig XI. den Krieg und liess sich in sinnlose Abenteuer ein, die sein Land wieder entzweiten. 1488 wurde die bretonische Armee in der Schlacht von Saint-Aubin-du Cornier vollständig aufgerieben, und François II. starb darüber aus Kummer. Unter diesem Herzog war noch einmal das ganze bretonische Volk aufgestanden, Bauern und Fischer zusammen mit Rittersknechten und Edelleuten, um Nantes, die Stadt des herzoglichen Hofes gegen anrückende französische Truppen, die im Bunde mit verräterischen Baronen standen, zu verteidigen. 80.000 Mann stark war dieses bretonische Volksheer, der alte Schlachtruf „Torr hé pen“, „schlagt sie tot“! flatterte durch die Dörfer und durch die Lande bis in die entlegensten Plätze der Küste. Alles stand auf. An der Spitze der Fischersleute steht Michel Marion, der mit seinem bewaffneten Schiff die Loiremündung einläuft und bis nahe an Nantes herankommt. Der



Levilly del.

Lith de Villain

Jean, Seigneur de Rieux,
Marschall von Frankreich + 1417



Levilly del.

Lith de Villain

Arthur III., duc de Bretagne,
comte de Richemont

Herzog, mit seiner kleinen elfjährigen Tochter in der Stadt festgehalten, wird nach dreitägigem heissen Ringen befreit. Der Kampf wird jetzt unerbittlich, der junge König Karl VIII. leitet selbst die Kampfhandlungen. Die Franzosen erobern nacheinander Chateaubriant und die uneinnehmbar scheinende Bastion Fougères; die Kampfkraft der Bretonen und die Zuversicht des Herzogs geraten ins Wanken, bis schliesslich der bretonischen Armee der Todesstoss versetzt wird. Die jugendliche Anna erlebt in Nantes die ganze Tragik ihres Landes. Ihr Vater stirbt am 9. September 1488, die erst 12-Jährige ist Herzogin. Intrigen und Ränke scheinen sich um die kleine Herzogin immer mehr zu schlingen; die Patrioten möchten Anna mit einem bretonischen oder französischen Edelmann verheiraten, der dann die Führung der neuen Dynastie übernehmen soll; die antifranzösische Partei treibt es zur Verlobung mit dem deutschen Kaiser Maximilian (1490). Das ist ein neues Sturmzeichen, französische Truppen dringen erneut ein, besetzen das ganze Land ausser Rennes, wohin die Herzogin sich zurückgezogen hatte. Alle Brautwerbungen schlägt sie zunächst ab; im Februar 1487 lässt sie sich in Rennes krönen, herrscht wie ein König und verwaltet ihr Land wie ein erfahrener Staatsmann gegen aufständige Barone und herrschsüchtige Könige. Die Kunde von ihrer Herrschaft dringt bis an den Hof Maximilians, der die Franzosen im Vertrag von Frankfurt zwingt, die Bretagne zu räumen. Liebe zu dieser jungen Herrscherin ist es, die ihn dazu treibt; doch die Franzosen halten sich nicht an diese Abmachung. Not, Drangsal und Verwirrung kommen wieder über das Land; Franzosen, Engländer, Spanier, Deutsche hausen auf ihrem heimatlichen Boden, an den sie ihr ganzes Herz gehängt hat. Da steigt Anna herab zu dem leidenden, hungernden Volk, verkauft all ihren Schmuck, ihre teuersten Andenken, geht



Olivier de Clisson,
Connétable von Frankreich

durch die trostlosen Gassen von Rennes im einfachen Gewande, die breiten klappernden Holzschuhe an den Füßen, tröstet, hilft und leidet mit ihrem gequälten Volk. „Herzogin in Holzschuhen“ ist ihr Ehrentitel geworden. Von Not gedrungen wendet sie sich an Maximilian und bietet ihre Hand dem mächtigen Kaiser. Am 15. November 1491 schliesst Karl VIII. vor den Toren der Stadt Rennes einen Waffenstillstand — der Text dieser Convention ist im Stadtarchiv in Nantes aufbewahrt — die Stadt wird als neutral betrachtet. Deutsche und französische Truppen sollen sie innerhalb 10 Tagen räumen. Karl VIII. und Anna unterstellen die Prüfung ihrer Rechte der obersten Gerichtsbarkeit der Bretagne, die übrigens unter dem Schutz und der Oberaufsicht des Königs von Frankreich stand. Der König zahlt, damit Anna ihr Land verlässt und zu ihrem Gemahl Maximilian gelangen kann, eine Rente von 120.000 livres und ebensoviel für die Reise. Zu deutlich war dieses Ränkespiel eines Karls VIII., der ganz auf seinen Nutzen bedacht war, und dazu hoffte, während Maximilian in Ungarn und Flandern Krieg führte, vor dem Schiedsgericht, das ganz seine Partei vertrat, günstig abzuschneiden. Was mag in der Seele der jungen Herzogin Anna vorgegangen sein. Sie war noch zu unerfahren, um die Tragweite dieser Abmachung zu erfassen, aber als ihr deutlich wurde, sie müsse ihre Heimat verlassen, da wehrt sich in ihr alles dagegen, und sie kann den Entschluss nicht fassen, ihrem Gemahl entgegenzuziehen. Karl VIII. verfolgte aufmerksam diese Spannungen und die Verwirrung der jungen Herrin und drängt sie immer mehr dazu, dass sie die Verbindung mit Maximilian aufgebe; diese Heirat, die in Form einer „Ferntrauung“ — der kaiserliche Gesandte vertrat bei der feierlichen Handlung in Rennes den Kaiser — rechtsgültig, aber ohne Zustimmung

Karls VIII. geschlossen war, verbitterte den König sehr; und dieser erklärte kurzerhand diese Heirat für null und nichtig. Anna widerstand dem Brautwerben Karls VIII. „Muss ich armselig sein, damit ein Mann, von dem ich so misshandelt wurde, mich zur Ehe abführt“, rief sie aus, als Frankreichs König sich ihr nahte. In tiefste Schulden geraten, durch diesen Krieg mittellos geworden, und angesichts des Ruins ihres Landes, nimmt sie das königliche Anerbieten an. Karl VIII. nutzt gleich die Situation zum Gegenschlag aus, er will auf jeden Fall nichts unversucht lassen, diesen letzten souveränen Staat seinem Reiche einzuverleiben; und der 21 jährige König ist von dem Bild dieser erst 15 jährigen Herzogin so gefesselt, dass er sich kurz entschliesst, ihr näher zu treten. Eines Tages meldet der Wächter des „Feldlagers“, der König von Frankreich stehe vor der Tür; und ehe die nötigen Vorkehrungen getroffen, steht Karl VIII. der Gegner von gestern lächelnd vor der jungen bretonischen Herzogin. Aller Kampf und alle Zwiſtigkeit sind vergessen, zwei junge Menschen stehen voreinander, die sich verstehen und lieben. Am 16. Dezember 1491 vermählt sich Anna, die Herzogin der Bretagne mit Karl VIII., König von Frankreich. Die feierliche Trauung fand im Schloss zu Langeais statt, der Bischof Louis d'Amboise von Alby segnete sie ein, Jean de Rely, Bischof von Angers und Beichtvater Karls VIII., las die hl. Messe. Mit Freuden nahm die Bretagne, besonders aber Rennes, die „Stadt der Herzogin“, diese Vermählung auf; der Wein floss in Strömen, Freudenfeuer leuchteten an den Wegkreuzungen und von den Hügeln herab, Umzüge fanden statt, „Edelleute, Bürger und anderes Volk“ tanzten bis in den hellen Morgen hinein beim Schein von 40 Fackeln und beim Klang vom Tamburin, dreisaitigen Geigen, und Flöten. Die Stadt verausgabte nicht weniger als 197 Livres,

damit die freudige Nachricht der Hochzeit von König und Königin würdig gefeiert werden konnte. So hatte eine Hochzeit das erreicht, was so viele Verhandlungen, so viele Verträge und Kriege nicht hatten erreichen können. „Die Bretagne schenkte sich Frankreich hier in der Person einer Prinzessin mit anmutigem Antlitz und tapferem Herzen, eine ideale Verkörperung der Rasse.“ (A. de la Borderie). Und Frankreich nimmt sie im Februar 1492 mit Begeisterung in Saint Denis auf, wo ihr die Krone aufgesetzt wurde; alle bewundern ihre Schönheit und ihre kindliche Schlichtheit; in breiten Flechten fiel das volle Haar auf die Schultern herab, ein langes, weisses Seidenkleid erhöhte ihren jugendlichen Reiz. Sieben Jahre war sie Königin und blieb ihrem Lande treu, ihren bretonischen Sitten, bei ihren Landsleuten in nächster Nähe. Die Politik ihres Gemahls billigte sie nicht. Diese Jahre waren angefüllt mit Trauer und Bitterkeit: vier Kinder starben ihr früh von der Hand weg, der erste starb in Amboise, Charles Orland am 6. Dezember 1495, Charles am 3. Oktober 1496, François 1497 und endlich Anne 1498. In Deutschland erzählte man, dieses sei ein Strafgericht Gottes, da Anna, die schon mit Maximilian verheiratet gewesen sei, nur durch Trug und Raub diese Ehe habe eingehen müssen. Im gleichen Jahre, am 8 April verlor sie nach ihrer Tochter auch noch ihren Gemahl. Ihr Schmerz war grenzenlos. Als einfache Duchesse lebte sie nun ihrem Volke so nahe. Dann nahm diese 22 jährige Prinzessin, frühgereift durch all diese Ereignisse der letzten Jahre, die Regierung fest in ihre Hände und liess sich, als wäre sie niemals Frankreichs Königin gewesen, im Schloss zu Nantes nieder. Sie heiratete dann den Nachfolger Karls VIII. den Herzog Ludwig von Orléans; zum zweiten Male wurde sie Königin, und blieb trotz allem die „Bonne Duchesse“ der Bretagne. Mit 38 Jahren schloss

sie im Schlosse zu Blois für immer die Augen, und ihr Herz liegt ihrem Wunsche entsprechend in der Gruft ihres Vaters in Nantes mitten im Herzen ihres Volkes, bei ihren tapfern und treuen Untertanen, während ihr Leichnam von Blois nach St. Denis gebracht wurde. Mehrere Kirchen und Kapellen zeigen noch heute Kunstwerke, Vasen und Schmuckstücke, die ihnen die Herzogin geschenkt hatte. Der bretonische Bildhauer Michel Colomb erhielt von der Königin den Auftrag, das herrliche Grabdenkmal für ihren Vater zu schaffen, das heute noch eines der reinsten Schöpfungen der Renaissance bedeutet.

Das 15. Jahrhundert ist eines der herrlichsten Jahrhunderte, das der Bretagne künstlerisch und literarisch Zeiten überdauernde Denkmäler und Werte geschenkt hat: der 77 m. hohe elegante und wohl schönste Kirchturm Notre Dame de Creisker in St. Paul-de-Léon wurde aufgerichtet; der in Frankreich unter dem Namen „style flamboyant“ damals sehr bekannte Stil, fand auch in der Bretagne weiteste Verbreitung, wenn auch der rauhe und grobkörnige harte Stein keine so feine Bearbeitung zuließ, wie St. Severin, St. Germain l'Auxerrois oder St. Médard in Paris, die typischen Kirchen dieser Kunstepoche des 15. Jahrhunderts in Frankreich. In diesem Stil wurden die Kathedralen Quimper, Tréguier vollendet und das schöne Schiff der Kathedrale zu Nantes, die Kirche in Locronan, Folgoët, St. Jean-du-Doigt, Ploërmel, Guingamp u.s.w. erbaut. In mehreren Städten wie Vitré, Locronan, Tréguier, Pontivy, Daoulas, Morlaix entwickelte sich die Weberei zu einer künstlerischen Vollkommenheit, dass der Weber „gwiader“ zum volkstümlichsten Vertreter der inneren Bretagne wurde. Deutsche Kaufleute kamen nach Poul-laouen (Finistère), um die Bergwerke auszubeuten. Fischerei,

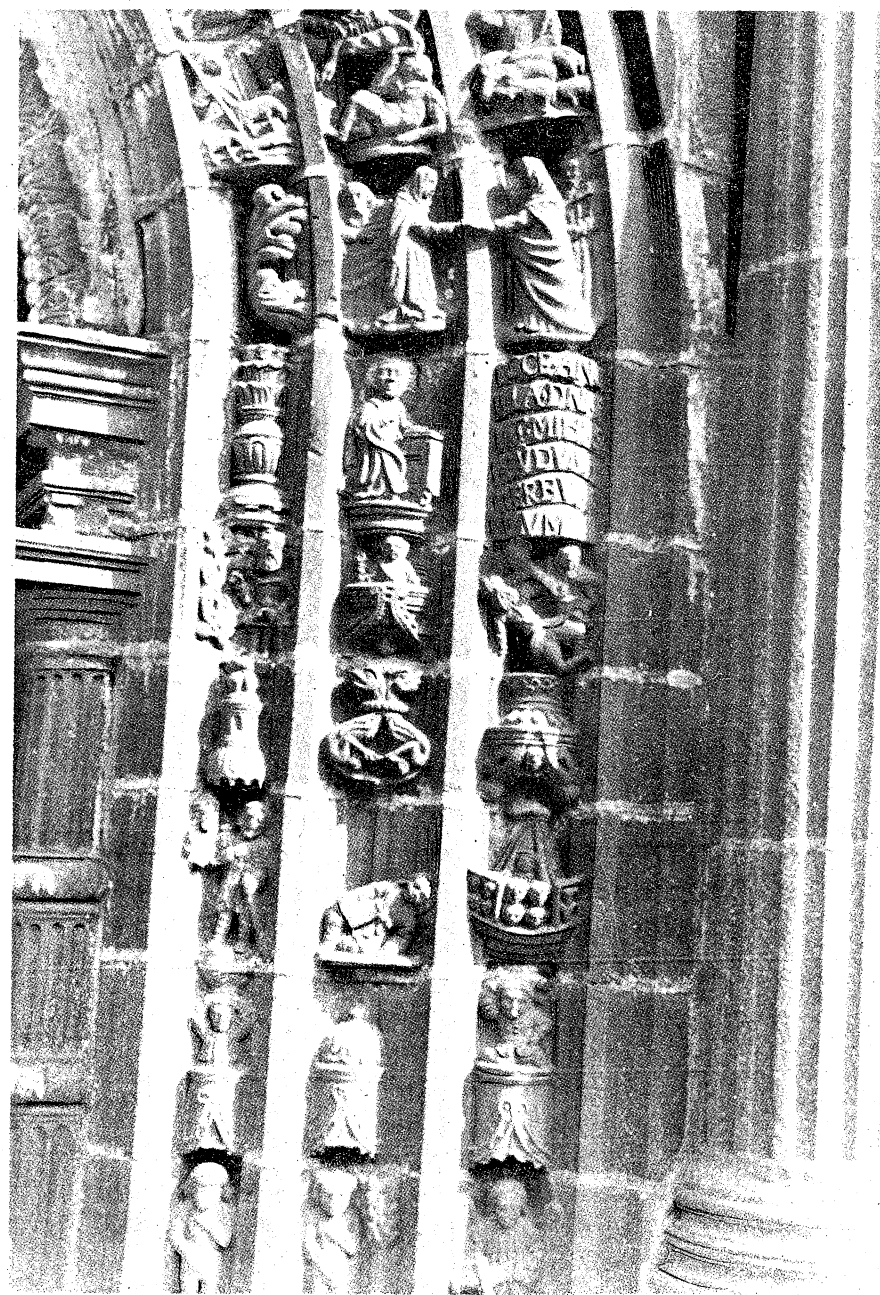


Ludwig XII.



Anne de Bretagne
(Medaille mit dem Bilde Ludwig XII. und Anne de Bretagne, 1499,
Geschenk der Stadt Lyon)

Handel mit Salz und Korn blühte auf. Weine aus Spanien und Seife aus Sevilla kamen ins Land. Die Entdeckung Amerikas, an der der Bretoner Coëtanlem aktiven Anteil hat, öffnet Nantes den Weg in die Zukunft. Diese Stadt wird zum Hauptexporthafen der Bretagne, und ihr Vertrag mit Bilbao 1491 erwähnt, dass ein Kaufmann aus Bilbao Stimmrecht im Stadtrat von Nantes hat, und umgekehrt. In Prosa oder in Versen wurden die schönsten Seiten der bretonischen Geschichte festgehalten. Jean de Saint-Pol, aus dem Hause des Herzogs François II. schrieb um 1475 eine „Chronique de Bretagne“, Guillaume Gruel verfasste eine Chronik des Connétable Arthur de Richemont; der Hofkaplan Pierre Le Baud begann 1480 seine Geschichte der Bretagne, in die er alte Fabeln und Legenden mit vielen Dokumenten mischte, die ihm das Archiv der Herzogin Anna lieferte. Und endlich lieferte Alain Bouchart, der Sekretär François II., die reich bebilderte „Grandes Chroniques de Bretagne“, die 1514 in Paris erschien. Die Buchdruckerkunst, die in Paris durch deutsche Meister erst 1470, in Angers 1477, in Poitiers 1479 Eingang gefunden hatte, fand 1484 in Bréhant-Loudéac, darauf in Rennes Eingang; 1499 druckte Jean Calvez in Tréguier ein Vokabular unter dem bekannten Namen Catolicon in bretonischer, französischer und lateinischer Sprache, nachdem vorher schon in bretonischer Sprache ein Mysterienspiel „La vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy“ gedruckt worden war. Das ist umso mehr zu beachten, als mit der immer deutlicher werdenden französischen Abhängigkeit, die bretonische Sprache jetzt sogar im geschriebenen und gedruckten Wort festgehalten wurde.



Skulpturen am Portal der Kirche in Guimiliau



V

DIE BRETAGNE IM 16.-19. JAHRHUNDERT

Jetzt ist die Bretagne nur noch eine französische Provinz, all der Kampf um ihre Selbständigkeit, für welche die Helden vergangener Jahrhunderte den Kampf mit ungestümer Wildheit und keltischer Verwegenheit aufgenommen hatten, fand seinen vorläufigen Abschluss durch die Vermählung einer ihrer Besten mit dem französischen König; wenn auch die Frage der Nachfolge in Frankreich eine andere war als in der Bretagne — die Frauen hatten in Frankreich keinen Anspruch auf die Krone, während sie es in der Bretagne vermochten — sollte nach Abstimmung 1532 in Vannes die Vermählung mit Frankreich eine endgültige werden. Am 14. August 1532 veröffentlichte der König das Edikt von Nantes in dem es heisst: „...wir vereinigen und verbinden auf ewig das Land und das

Herzogtum Bretagne mit dem Königreich und der Krone Frankreichs". Und in der Tat die kleinen Auseinandersetzungen hatten keinen besonderen Einfluss auf das innere Leben der Bretagne. Das 16. Jahrhundert wurde zu einer glücklichen Periode. Die ländliche Kunst entwickelte sich vorherrschend in der Nähe der Städte, die Herzöge und Grafen lernten echte französische Manieren; waren mehr in Paris als auf ihren Feudalschlössern, die französischen Könige kamen fast alle zu Besuch in die Bretagne; grosse Feste, Jagden und Empfänge wurden veranstaltet, die Städte taten alles, um dem hohen Gast gerecht zu werden. Der König war dort ständig durch einen Gouverneur vertreten, der aber selten in der Bretagne seinen Wohnsitz aufschlug, sondern sich durch einen Seigneur vertreten liess. Als aber nach dem Tode Heinrichs III. (1589) die Krone Frankreichs an seinen Vetter Heinrich IV., einen protestantischen Fürsten kam, schlossen sich die Bretonen unter Führung des Herzogs de Mercœur zusammen und erkannten den neuen König nicht an. Die Kriege der Liga waren grausam und brachten nur Unheil über das Land. Mit brutalem Fanatismus kämpften die Heerhaufen neun Jahre lang; Räuberei und Plünderung waren an der Tagesordnung; keiner verstand er besser als Guy Ederde la Fontenelle von seinem Räubernest aus auf der Insel Tristan, gegenüber Douarnenez, Unheil und Verderben vier Jahre lang in der Cornouaille zu säen. Henri IV. besass genügend politische Klugheit und ein gutes Herz, dass er dem Streite durch seine Konversion zum kath. Glauben beikam (1593) und fast alle Gegner auf seine Seite zog, ausser dem ehrgeizigen Duc de Mercœur, der sich nicht unterwarf und von einer neuen bretonischen Selbstherrlichkeit träumte und den Kampf noch bis 1598 wie ein wilder Räuber fortsetzte. Die Könige Frankreichs wussten die soldatischen und



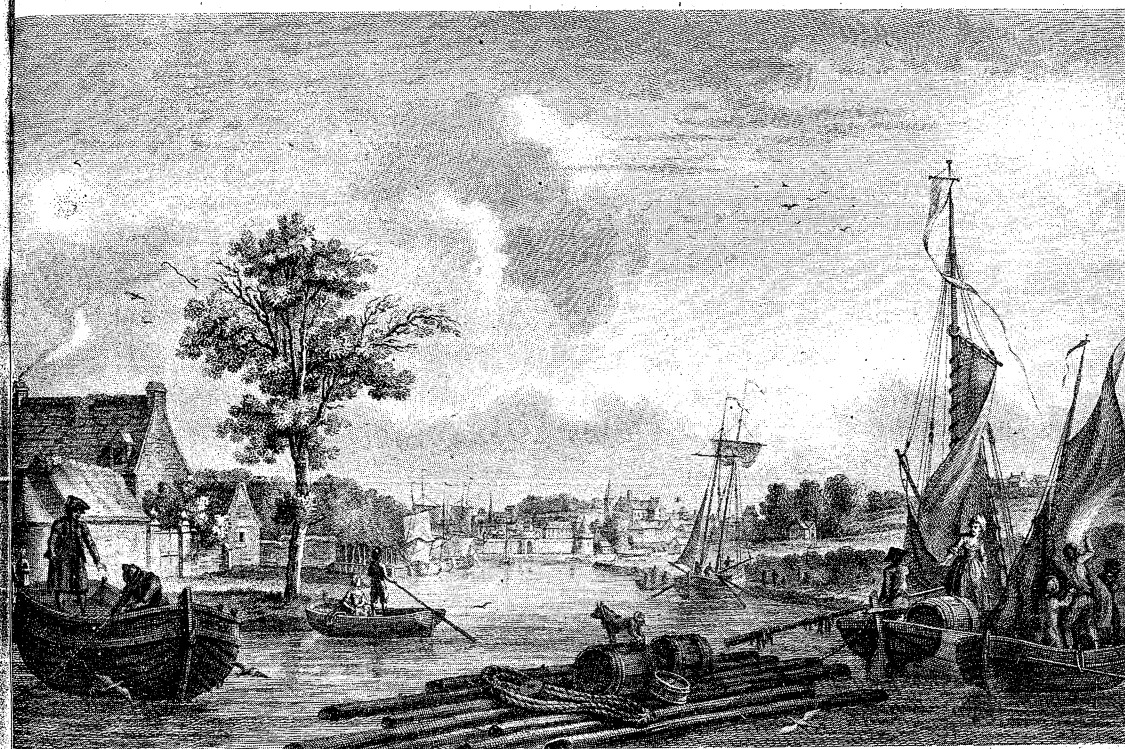
Kathedrale von Tréguier

unternehmungslustigen Eigenschaften der Bretonen für ihre Sache auszunutzen. Richelieu, der 1631 Gouverneur der Bretagne geworden war, verstand es, die Bretonen für die königliche Marine zu begeistern, errichtete in Brest ein Arsenal; Lorient wurde zum Hauptverladeplatz für Ostindien. Die Engländer versuchten des öfteren, bretonischen Boden zu erobern, wurden aber in Camaret 1694 geschlagen, später in Saint-Cast etc. Unter den bretonischen Helden

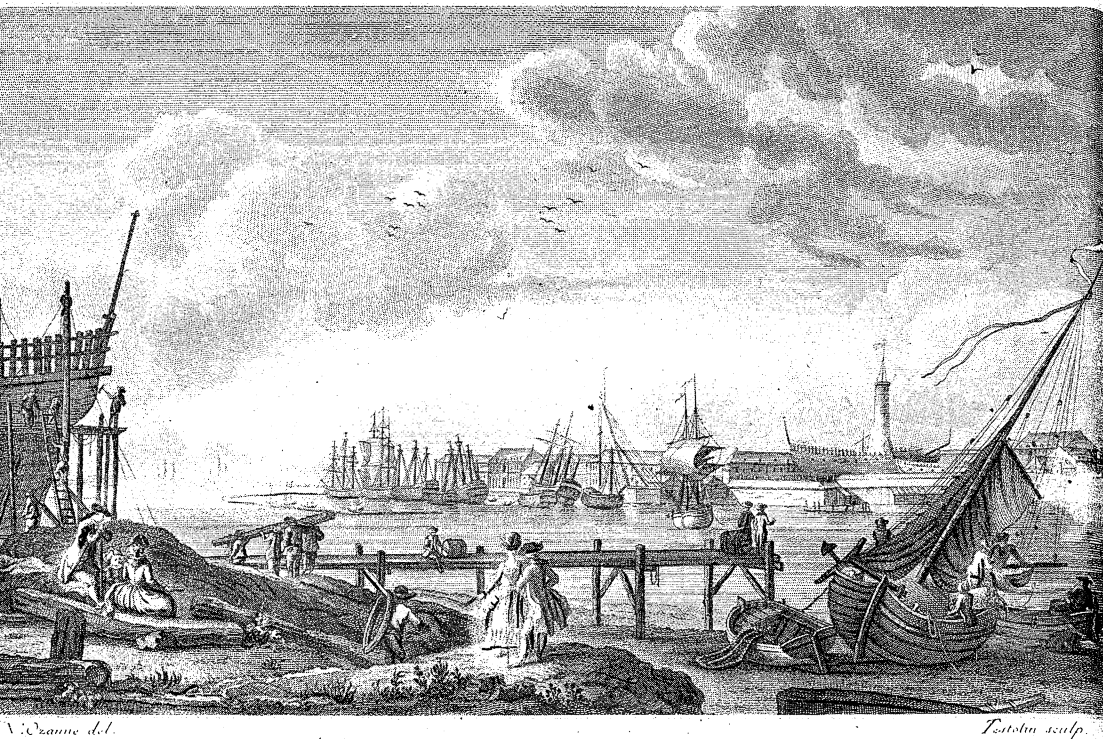
leuchten Männer hervor, wie Hervé de Portzmoguer, Duguay-Trouin von Saint-Malo, Cornic aus Morlaix; bretonische Seefahrer entdeckten Terre-Neuve 1504, und unter Führung von Jacques Cartier drangen sie nach Canada vor. Ein Bretone, namens Le Gentil de la Barbinais, machte als erster Franzose die Reise um die Welt 1714. Dichter und Schriftsteller von Ruf, die auch in die französische Literatur eingegangen, sind Lesage, de la Noue und Duclos.

Wie in den andern Provinzen, so hatten sich auch in der Bretagne soziale und wirtschaftliche Notstände während der letzten Jahrzehnte des Ancien Regime herausgebildet; das Gleichgewicht der Klassen war gestört, Adel und Bürgertum lagen im Kampf um Stellung, Brot und Ehre; die Bourgeois verstanden es, alle massgebenden Plätze am Hofe, beim Gericht ausser im Parlament für sich zu gewinnen. Es kam am 26. u. 27. Januar 1789 sogar zu blutigen Kämpfen in den Strassen und Gassen von Rennes; Moreau an der Spitze einer Schar von Rechtsstudenten kämpfte für die neuen Ideen. Die Etats de Bretagne, die 1788 gegen das Ministerium gestimmt hatten, teilten sich 1789 in zwei Parteien auf, als der Tiers-Etat eine Reihe von Reformen durchbringen wollte. Diese Uneinigkeit bewirkte, dass die Bretagne in Versailles nur durch den Tiers-Etat und die Abgeordneten des einfachen Klerus vertreten war. Scharfe Proteste und Eingaben liefen beim Hofe ein. Der Adel und die hohen kirchlichen Würdenträger erklärten im Namen der „Rechte der Provinz“, dass nur die Etats de Bretagne bemächtigt seien, Abgeordnete nach Versailles zu schicken; mit allem Nachdruck drängten sie auf Beibehaltung des alten Zustandes d. h. Autonomie der Bretagne trotz Verschmelzung mit dem französischen Staat

und auf eigene Konstitution. Aber schon waren die neuen Ideen der Aufklärung und der Freimaurerei, die sich um 1770 in der Bretagne festsetzten, durch die Advokaten und Studenten, besonders in Rennes in weite Kreise des bretonischen Volkes getragen, dass die Feuer der Revolution an mehreren Stellen aufflackerten. Die bretonischen Abgeordneten gaben in der Nacht vom 4. August 1789 die Freiheiten und Rechte des Landes auf. Die Bretagne verlor damit ihre Autonomie, hörte auf, eine selbständige Provinz mit freier Verwaltung zu sein, sie wurde in fünf Departements aufgeteilt; und die bretonischen Abgeordneten



Hafen von Vannes
(Aus Sammlung „Ports de France“ dessinés pour le Roi en 1776)



Hafen von Lorient

(Aus Sammlung „Ports de France“ dessinés pour le Roi en 1776)

gründeten nach ihrer Ankunft in Versailles den „bretonischen Klub“, der dann bald den Kern bildete, um den sich der Klub der Jakobiner schloss. Am 19. Januar 1789 hatten ungefähr 200 junge Nationalgardisten aus der Bretagne und Anjou feierlich geschworen „wir stehen zusammen und bilden eine gewaltige Familie von Brüdern, unter dem Banner der Freiheit stets geeint“; als Kampfpparole galt ihnen das Wort: „Frei leben oder sterben“! Emile Souvestre, der wie kein zweiter die bretonische Seele, ihre Schicksale, ihre Freuden und Ängste besungen hat, schenkt uns in seinem Werk „Les derniers Bretons“ (S. 214-223) auch

über die Revolution der Bretagne einige Seiten, die wir hier wiedergeben möchten; denn kaum ein zweiter hat den zuckenden Pulsschlag und das Grosse in einer so banger Zeit so stark verspürt wie dieser Dichter und Schriftsteller.

„Die Revolution war in der Bretagne nicht das, was sie in anderen Teilen Frankreichs war. Die Dinge beschränkten sich keineswegs, wie überall, auf ein regelrechtes Ausästen von Köpfen; es gab bei uns ein weniger gewöhnliches und zum Studium anlockenderes Drama. Es war der Kampf zwischen Guillotine und Glauben; ein hartnäckiger Kampf, in dem die Guillotine ihr Messer abnutzte und besiegt wurde. Dieser Kampf artete nicht wie in der Vendée in einen Bürgerkrieg aus; mit einigen Ausnahmen blieb die untere Bretagne unbeweglich; aber sie blieb auf den Knien und hielt die Hände gefaltet, trotz aller Versuche, sie daran zu hindern... Nichts konnte die Frische ihres Glaubens verschandeln; sie wich nicht der Wut, noch der Angst. Man konnte ihr wohl die rote Mütze aufs Haupt stülpen, aber nicht über ihre Ideen.“

„Ich werde eure Kirchtürme niederreißen lassen“, sagte Jean Bon-Saint-André zum Bürgermeister eines Dorfes, „damit ihr nichts mehr habt, was euch an euren Aberglauben von ehemals erinnert“.

Worauf der Bauer antwortete: „Sie werden uns immerhin die Sterne lassen müssen, und die sieht man von weiterher als unsern Kirchturm“.

Daher war es ein vergebliches Beginnen, Todesstrafe Priestern anzudrohen, die den Eid auf die neue Verfassung nicht geleistet hatten, es gab immer noch Priester genug in der Bretagne, die den Gläubigen beistanden, und Gläubige in grosser Zahl, die diese beherbergten.

„In Crozon waren alle Kirchen geschlossen, und die wie Treibwild gehetzten Priester fanden keine Scheune, wo sie das hl. Opfer darbringen konnten, Soldaten hielten die Dörfer besetzt... Was gab es noch für Mittel und Wege, um seinen religiösen Pflichten nachzukommen die Neugeborenen zu taufen, Ehen zu schliessen u. s. f.? Ein Beispiel.

Mitternacht schlägt's: ein flackerndes Licht leuchtet



Strand von St. Malo,
Trachten aus der Gegend von Dinard, Dol und Cancale

weit draussen auf dem Ozean; man vernimmt deutlich den leisen Anschlag einer Glocke, der sich im lauten Tosen der Wellen fast verliert. Sogleich kommen langsam aus allen Buchten, hinter allen Felsenschluchten und Schlupfwinkeln lange schwarze Striche hervor und gleiten über die Wellen. Es sind Fischerkähne, beladen mit Männern, Frauen, Kindern und Greisen, die der Höhe des Meeres zustreben, alle dem gleichen Punkte zu. Und schon vernimmt man aus nächster Nähe den Klang der Glocke; das ferne Leuchten wird deutlich sichtbar; schliesslich erscheint die Stelle, auf die die ganze versammelte Bevölkerung lossteuert, mitten in den tanzenden Wellen! Es ist ein Nachen, auf dem ein Priester aufrecht steht und die hl. Messe feiert. Zu dieser nächtlichen Feierstunde hat er die Pfarrkinder zusammengeholt, in der Sicherheit, dass Gott allein nur Zeuge ist. Alle Gläubigen sind gekommen, alle knien in ihren Kähnen, zwischen dem dumpf dröhnenden Meer und dem Himmel, der mit düstern Wolken ganz verhangen ist! Gibt es ein schöneres Schauspiel! Mitten in der Nacht beugen sich 2.000 Köpfe um einen Priester, der über dem Abgrund steht. Heilige Gesänge der Opferhandlung, und zwischen jeder Antwort vernimmt man das grosse Drohen des Meeres, das wie die Stimme Gottes sich anhört.

Viele mussten ihr Land verlassen, Obdach und Heimat bei denen suchen, die sie von Kindheitstagen an mit dem Namen Saozon bezeichneten, 500 Jahre Raub, Plünderung und Verrat standen vor ihnen auf; in diesem England sassen sie nun und dachten voll Sehnsucht an ihr eigenes Land zurück. In ergreifenden Versen besangen sie die „Revolution“, ein Lied, das im Finistère und an den nördlichen Küsten der Bretagne weiterlebt.

Hoch auf einem Felsen, nah am Gestade des wogenden

Meeres, sitzt der Sänger, das Herz voll von Verlangen nach
der Heimat, Tränen rinnen ihm über die bleichen Wangen,
und in seiner traurigen Verlassenheit ruft er hinüber:
„O Land der Bretonen, du mein liebes Volk, so oft beweint
in den langen Jahren deiner ruhmreichen Geschichte,
köstlicher Boden, so schmerzlich verlassen! Wann kehre ich
heim zu dir?“



INHALT

IMPRIMERIE KAPP

130, Rue de Paris, Vanves (Seine)

31.0915-1943

Nr 22292